



Leseprobe

Penny Vincenzi

Das Haus Morell - Glanz und Sünde

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 1072

Erscheinungstermin: 15. November 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

PROLOG

London, Mai 1985

Rosamund Emerson betrachtete ihre Stiefmutter und die Geliebte ihres Vaters auf der anderen Seite des Raums und gelangte zu dem Schluss, dass er keine der beiden geliebt haben konnte – nicht nur, weil er ihnen das alles zumutete, sondern weil er darauf bestanden hatte, sie unter diesen Umständen zusammenzuführen. Der Gedanke hatte etwas Tröstliches.

Einen Moment lang wog es fast ihre Trauer um ihren Vater auf, sich am Anblick dieser beiden Frauen weiden zu können. Und an deren Unbehagen, weil sie gezwungen waren, sich in ein und demselben Raum aufhalten und wie zivilisierte Menschen benehmen zu müssen.

Die zwei Frauen saßen zu beiden Seiten des klobigen Marmorkamins in einem Sitzungsraum der Anwaltskanzlei im Lincoln's Inn, stumm und stocksteif und ohne sich eines Blickes zu würdigen. Camilla rutschte gelegentlich auf ihrem Stuhl herum und blätterte in einer Zeitschrift, während Phaedria abwesend ins Kaminfeuer starrte.

Diese personifizierte Trauer, die sie zur Schau stellte, war die letzte der Rollen, in denen man sie in den vergangenen zweieinhalb Jahren hatte erleben dürfen – von der Kinderbraut zur betrogenen Ehefrau über den Umweg der öffentlichen Kultfigur. Dies hier war ihr erbärmlichster Auftritt, dachte Roz, aber sie zog ihn brillant durch wie alle ihre Rollen. Herr im Himmel, warum hatte ihr Vater das nicht durchschaut? Sie seufzte, da

ihr eigener Kummer wieder hochstieg, schlimmer als zuvor. Der Schmerz ließ sie gereizt und ungeduldig werden. Was zum Teufel war hier los? Warum tat sich nichts? Warum bemühte sie sich um Pünktlichkeit, während die halbe Familie – na ja, ein gutes Drittel wenigstens – immer noch nicht eingetroffen war? Und wo war Henry Winterbourne? Er war so hoffnungslos langsam. Winterbourne & Winterbourne betreute die Familie seit 1847 in rechtlichen Angelegenheiten – seit der alte Sir Gerald Winterbourne seinem Freund Marcus Morell im Ausgleich für Spielschulden seine Dienste angeboten hatte –, und niemand schien sich daran zu stören, dass er sein Amt noch wie zu Regierungszeiten Queen Victorias versah, als wolle er den Zusammenhang zwischen Zeit und Geld nicht begreifen. Nun, Roz würde das nicht länger hinnehmen und sich einen eigenen Anwalt suchen, einen jungen, ehrgeizigen, der auch über technische Errungenschaften wie Computer und Faxgerät verfügte. Bei Henry war es schon eine Überraschung, wenn man ihn mal telefonieren sah.

Sie trat an das große georgianische Fenster und schaute auf den von der Sonne des späten Frühlings überfluteten Innenhof von Lincoln's Inn hinab. Vielleicht würde das Treiben der Menschen sie ablenken. Aber es war alles belanglos: Gerichtsanwälte schritten in Roben und Perücken einher, die Papiere unterm Arm mit rosa Bändern zusammengehalten (ausgerechnet in Rosa, was für eine frivole, unangemessene Farbe). Anwälte in formellen Anzügen hetzten in demonstrativer Eile über den Platz. Zwei offenbar steinalte Richter steckten die Köpfe zusammen, in ein ernstes Gespräch vertieft. Alles Menschen mit einem wunderbar geradlinigen Lebensweg, während ihr eigenes Leben ein chaotischer Albtraum war. Und es war nicht ausgeschlossen, dass es noch chaotischer und alpträumhafter werden würde. Sie drehte sich wieder um und schaute in den Raum. Ihr Ehemann stand hilflos im Türrahmen, bemühte sich aber, beschäftigt zu wirken.

»C.J.«, sagte sie, »würdest du mir etwas zu trinken besorgen?»

Aber keinen Kaffee, sondern etwas Starkes. Und wenn du schon dabei bist, könntest du Jane fragen, warum man uns hier schmoren lässt? Um halb drei habe ich einen Termin, ich kann nicht den ganzen Tag hier herumsitzen. Wenn du mich fragst, ist es eine Schande, was Henry uns zumutet. Und was ist mit den anderen? Haben sie sich im Datum geirrt, oder was? Mir will einfach nicht in den Kopf, warum es in dieser Familie niemandem möglich ist, sich mal nicht um Stunden zu verspäten.«

C.J. Emerson, getauft auf den Namen Christopher John, aber in guter amerikanischer Tradition nur bei seinen Initialen gerufen, drehte sich gehorsam um. Im nächsten Moment wäre er fast mit Jane Gould zusammengestoßen, Henry Winterbournes Sekretärin, die mit einem Arm voller Akten eintrat.

»O Jane«, begann er zaghaft. »Entschuldigen Sie, wenn ich Sie belästige, Sie sind ja offenbar beschäftigt. Aber hätten Sie zufällig etwas Stärkeres als Kaffee? Meine Frau ist hochgradig angespannt, und ich habe das Gefühl, dass wir alle etwas gebrauchen könnten, das die Stimmung etwas löst.«

Jane Gould betrachtete ihn mitleidig. Selten hatte sie einen elenderen Menschen gesehen; er wirkte wie ein geprügelter Hund. Sie war nicht die Einzige, die sich fragte, wie C.J. an eine Frau wie Roz geraten sein konnte. Er war so höflich und charmant und sah mit seinen braunen Augen, den Sommersprossen und dem widerspenstigen Haar auch außerordentlich gut aus.

»Nun«, sagte sie, wobei ihr üblicher Ärger, wenn sie von Mandanten wie eine Kellnerin behandelt wurde, durch ihr Mitgefühl gemildert wurde, »wir hätten Sherry. Wäre das in Ordnung? Etwas Stärkeres haben wir nicht, tut mir leid.«

»Natürlich«, sagte C.J., der ihr unter keinen Umständen Mühe bereiten wollte, »Sherry ist sicher wunderbar. Vielen herzlichen Dank. Ach so, Jane ...«

»Ja, Mr Emerson?«

»Haben Sie eine Ahnung, wieso es zu dieser Verspätung

kommt? Wird Henry noch lange auf sich warten lassen? Er hatte doch elf gesagt, und es ist gar nicht seine Art, so unpünktlich zu sein.«

Sofort wurde Janes Miene leer, weil sie ihrem Chef nicht in den Rücken fallen wollte. »Tut mir leid«, antwortete sie, »ich habe keine Ahnung, was Mr Winterbourne aufhalten mag. Aber ich bin mir sicher, dass er so schnell wie möglich kommt.«

Roz trat neben C.J. »Jane, meine Liebe, damit lasse ich mich nicht abspesen«, sagte sie. »Gehen Sie und suchen Sie ihn. Teilen Sie ihm mit, dass es endlich losgehen muss. Wir sind alle ... na ja, fast alle«, fügte sie mit einem vernichtenden Blick in Phaedrias Richtung hinzu, »vielbeschäftigte Leute. Wir können es uns nicht leisten, stundenlang hier herumzuhocken, nur weil Henry die Sache nicht richtig vorbereitet hat. Gibt es Nachrichten von meiner Mutter und Lord Garrylaig? Oder von Mrs Brookes? Ich nehme an, sie stecken im Verkehr fest, was?«

»Entschuldigung, Mrs Emerson«, erwiderte Jane ruhig, »aber Sie warten noch nicht stundenlang, sondern zwanzig Minuten. Falls es Sie ein wenig beruhigt: Mr Winterbourne telefoniert mit New York. Er wird sicher gleich kommen. Und in der Tat wollte ich Ihnen soeben mitteilen, dass Mrs Brookes aus ihrem Wagen angerufen hat: Sie steckt am Themse-Ufer fest. Von Ihrer Mutter habe ich nichts gehört, tut mir leid, aber da dürfte es sich ähnlich verhalten. Und jetzt hole ich Ihnen erst einmal Ihren Drink. Nimmt Lady Morell auch einen Sherry, was meinen Sie? Und Miss North?«

»Was die beiden wünschen, kann ich Ihnen unmöglich sagen«, antwortete Roz kühl. »Ich schlage vor, Sie fragen sie selbst. Lady Morell nimmt alles, was sie kriegen kann, würde ich behaupten. So kennt man sie jedenfalls.«

C.J. warf ihr einen nervösen Blick zu. Roz trug ein schwarzes Kreppkleid von Jean Muir, das ihren schlanken Körper umschmeichelte; ihre langen Beine steckten in schwarzen Seiden-

strümpfen. Sie trug keinerlei Schmuck, und ihr schwarzes Haar war sehr kurz geschnitten, ein dramatischer, fast strenger Anblick. Schön war Roz nicht und hübsch erst recht nicht, sehr zu ihrem Leidwesen, und doch war sie eine überwältigende Erscheinung. Die Leute drehten sich nach ihr um, mit ihrer weißen Haut, den tiefgrünen Augen, dem vollen Mund und der geraden, ziemlich großen Nase. Die Männer mochten Roz: Sie war witzig, direkt und scharfsinnig. Und äußerst sexy.

»Roz«, sagte C.J., der viel Lebenszeit darauf verschwendete, sich zu wünschen, sie möge weniger direkt sein – während er von ihrem Witz und Sexappeal kaum profitierte. »Bitte sag jetzt nicht lauter Dinge, die wir später bereuen könnten.«

»C.J.«, erklärte Roz mit grausamer Ruhe, »ich sage, was ich will, und habe keinerlei Absicht, irgendetwas zu bereuen. Der Anblick, wie Phaedria wie eine tragische Königin dahockt, ist für mich nur schwer erträglich. Es liegt doch auf der Hand, dass sie nun bekommt, was sie wollte, als sie meinen Vater geheiratet hat. Meine einzige Hoffnung besteht darin, dass sie ein paar unangenehme Überraschungen erleidet, wenn das Testament verlesen wird. Sicher wird sie nicht obdach- und mittellos dastehen – leider, wenn man mich fragt –, aber vielleicht bekommt sie nicht ganz so viel, wie sie es offenkundig erwartet. Was Camilla North betrifft, kann ich nicht wirklich... O Jane, wie reizend, aber Sherry kann ich absolut nicht ausstehen. Haben Sie denn nichts anderes?«

»Nein, tut mir leid«, sagte Jane, der eine gewisse Verärgerung nun doch anzuhören war. »Wir führen ja keine Bar. Ich kann Ihnen natürlich noch einen Kaffee bringen.«

»Ach, vergessen Sie es einfach.« Roz wandte sich ab.

»Ich nehme den Sherry, Jane«, sagte C.J. schnell und verkniff sich die Frage, ob sie nicht zufällig doch einen Bourbon habe. »Das ist sehr nett von Ihnen. Soll ich die anderen fragen, was sie gern hätten? Dann müssen Sie sich nicht die Mühe machen.«

»Ja, vielen Dank, Mr Emerson«, antwortete Jane Gould, »das wäre sehr freundlich. Ich werde inzwischen schauen, ob ich Mr Winterbourne etwas zur Eile antreiben kann.«

C.J. kehrte in den Besprechungsraum zurück und ging zum Kamin. »Phaedria, darf ich dir etwas zu trinken besorgen? Einen Sherry vielleicht?«

Phaedria Morell sah zu ihm auf und lächelte. »Das ist lieb von dir, C.J., aber ich hätte lieber etwas Heißes. Einen Kaffee oder so. Und C.J., könntest du Jane vielleicht fragen, ob sie einen Heizlüfter bringen könnte? Es ist eiskalt hier.«

C.J. blickte sie erstaunt an. Die Temperatur im Raum dürfte bei fünfundzwanzig Grad liegen. Er selbst hatte gerade sein Jackett ausgezogen und schwitzte nun in seinem Brooks-Brothers-Hemd vor sich hin. Phaedria hingegen hatte sich in ihren sandfarbenen Mantel gewickelt und die Hände in den Taschen vergraben. Offenbar stand sie unter Schock.

»Das kann ich natürlich tun, wenn du es wünschst«, sagte er, »aber der Kamin müsste dich wunderbar wärmen. Vielleicht solltest du es erst mit einem Kaffee versuchen.«

Phaedria blickte überrascht in die Flammen, die in dem künstlichen Gaskamin zuckten. »Oje, ich habe gar nicht gemerkt, dass er brennt. Keine Sorge, C.J., der Kaffee wird schon helfen. Ach so, wissen wir eigentlich, wieso das alles so lange dauert? Wir sitzen ja schon Ewigkeiten hier. Und wo sind die anderen?«

»Genau wissen wir es nicht«, antwortete C.J. vorsichtig, »aber Henry telefoniert offenbar mit den Vereinigten Staaten. Und Susan – und Eliza und Peveril vermutlich auch – steckt im Verkehr fest. Wenn der Kaffee nicht hilft, dann sag Bescheid, ja? Camilla, was hättest du gern?«

Camilla North blickte langsam von ihrer Zeitschrift auf, schüttelte ihr schweres kupferrotes Haar zurück und wischte sich verächtlich ein Stäubchen von ihrem cremefarbenen Seidenkleid. Sie war eine makellose, kühle, herrische Erscheinung; sollte es

sie auch nur im Geringsten tangieren, dass sie soeben erst mit dem Flugzeug aus New York gekommen war und nun auf einen Großteil der Familie Morell stieß, einschließlich der Witwe ihres Liebhabers, so zeigte sie es zumindest nicht. Sie schien sorgfältig über C.J.s Frage nachzudenken.

»Ich hätte gern ein Mineralwasser, C.J., wenn das nicht zu große Umstände bereitet. Aber ein stilles, kein sprudelndes.«

»Gut«, sagte C.J. »Mit Eis?«

Camilla starrte ihn verblüfft an. »Nein danke. Kein Eis. Nicht in Wasser.« Es klang so, als halte sie Eis in Zusammenhang mit Wasser für einen ähnlichen Fehlgriff wie Bratensoße oder Rübensirup. »Tatsächlich möchte ich, wenn es nicht Raumtemperatur hat, gar kein Wasser, C.J.«

»Warum denn nicht?«, fragte Phaedria neugierig. Es waren die ersten Worte, die sie an Camilla richtete.

»Nun«, antwortete Camilla todernt, »eiskalte Flüssigkeiten sind schlecht für die Verdauung. Der Organismus entwickelt dann eine Tendenz zu Blasenleiden. Das sagt jedenfalls mein Yogalehrer.«

»Ach herrje«, sagte Phaedria, »wie bedauerlich. Und stilles Wasser kann ich auch nicht leiden.«

C.J. zog sich zurück, um sich nach den Wünschen der anderen zu erkundigen. »Letitia«, sagte er, als er eine Gruppe großer Ledersessel am Ende des großen Mahagonitischs erreicht hatte, »hättest du gern einen Sherry?«

Letitia Morell, Roz' Großmutter und eines der wenigen Familienmitglieder, denen gegenüber C.J. kein Unbehagen verspürte, las ebenfalls in einer Zeitschrift, dem *Tatler*. Gebannt studierte sie die Gesellschaftsseiten, ihr Blick huschte zwischen den Bildunterschriften und den Fotos hin und her. »Schau mal, Roz' Schuldfreundin Rosie Howard Johnson. Hast du Rosie je kennengelernt, C.J.?«

»Nein«, antwortete C.J., »ich glaube nicht.«

»Sie hat geheiratet. Lord Pulgrave. Ich habe sie immer gemocht. Und was für ein herrliches Kleid! Wo ist Roz eigentlich? Das muss ich ihr zeigen.«

»Oh, ich glaube, sie ist auf der Toilette.«

»Ah, egal. Ja, bitte, C.J., ein Drink wäre wunderbar. Aber kein Sherry. Ich hasse Sherry, vor allem morgens. Für mich hat er etwas Ordinäres. Champagner hat Henry nicht, nehme ich an?«

»Wohl kaum«, erwiderte C.J. »Jane hat gesagt, es gibt nur Sherry. Tut mir leid, Letitia. Soll ich losgehen und schauen, ob ich irgendwo Champagner für dich bekomme?«

»Du liebe Güte, nein. Das ist ganz reizend von dir, aber ich würde nicht im Traum auf die Idee kommen, so etwas von dir zu verlangen«, sagte Letitia. »Ich nehme den Sherry, das ist besser als nichts. Ach, mein Lieber, seit Julians Tod trinke ich zu viel. Anders halte ich das meistens nicht aus.«

C.J. bedachte sie mit einem liebevollen Blick. Sie war bereits siebenundachtzig, aber bis zum Tod ihres Sohns vor drei Wochen hatte man ihr das kaum angesehen. Plötzlich wirkte sie kleiner und zerbrechlicher, sogar ein bisschen zittrig. Heute trug sie allerdings ein leuchtend rotes Kostüm (von Chanel, dachte C.J., der sich in diesen Dingen gut auskannte), dazu schlichte schwarze Seidenstrümpfe an ihren immer noch wohlgeformten Beinen und flache schwarze Schuhe. Ihr schneeweißes Haar war tadellos frisiert, und ihre fast violetten Augen funkelten. Sie war die Tapferkeit in Person, dachte er und schenkte ihr ein bewunderndes Lächeln.

»Gut«, sagte er, »dann spendiere ich dir beim Lunch einen Champagner, in Ordnung?«

»Natürlich. Danke, mein Lieber. Oh, wie schön, da ist ja Eliza. Und Peveril. Gott sei Dank! Such Roz, C.J., und sag ihr, dass ihre Mutter gekommen ist. Dann beruhigt sie sich vielleicht ein bisschen.« C.J. hielt das nicht für wahrscheinlich, machte sich aber trotzdem auf die Suche nach Roz. Letitia klopfte auf die Sessel

zu ihren beiden Seiten und strahlte die beiden Neuankömmlinge an, die von Jane Gould sanft in den Raum geschoben wurden. »Kommt herein, ihr beiden, und setzt euch zu mir. Gerade habe ich C.J. erzählt, dass Rosie Howard Johnson geheiratet hat. Wart ihr bei der Hochzeit?«

Eliza, Countess of Garrylaig, eilte durch den Raum auf sie zu und küsste sie. »Hallo, Letitia, Darling, wie geht es dir? Die Fahrt vom Claridge's hierher war absolut grauenhaft, nicht wahr, Peveril? Sie hat uns fast so viel Zeit gekostet wie die gesamte Anreise von Schottland. Vierzig Minuten ging fast gar nichts mehr. Nein, nein, wir waren nicht bei Rosies Hochzeit. Peveril hasst Hochzeiten, nicht wahr, Darling?«

Peveril, der neunte Earl of Garrylaig, deutete eine Verbeugung in Letitias Richtung an und ließ sich dankbar in den Sessel neben ihr fallen.

»Guten Morgen, Letitia. O Gott, wie ich London hasse! Was für ein grauenhafter Morgen... Nein, ich bin kein Freund von Hochzeiten. Im Gottesdienst muss ich immer weinen, und die Empfänge hinterher treiben mir ebenfalls die Tränen in die Augen, dann vor Langeweile. Man spart sich eine Menge Taschentücher, wenn man einfach fernbleibt.«

Mit einem strahlenden Lächeln tätschelte er ihre Hand. Er war groß, weißhaarig, auf eine höfliche Weise charmant und überaus zurückhaltend; lebendig wurde er nur, wenn er einem Tier nachstellte, einem Fisch oder einem Vogel – oder seiner Ehefrau, wie Letitia annahm. Wie immer war er in altmodischen Tweed gekleidet und wirkte unter den Anwesenden wie ein weiser alter Bussard, der sich für einen Moment zwischen nutzlosen Paradiesvögeln niedergelassen hat. Warum genau die umwerfende Eliza, damals Vicomtesse du Chêne, zuvor Mrs Peter Thetford und noch davor Mrs Julian Morell, ihn vor wenigen Jahren geheiratet hatte, wussten vermutlich nur sie selbst und Letitia, auch wenn Letztere es immer noch nicht ganz nachvollziehen konnte.

Peveril entstammte eher ihrer eigenen Generation, und Eliza und er hatten absolut nichts gemeinsam. Andererseits hatte Eliza immer schon eine Vorliebe für ältere Männer gehabt und besaß die Gabe, sie zu becirren, angefangen mit Julian Morell vor so langer Zeit. Und es konnte kein Zweifel daran bestehen, dass sie Peveril sehr zugetan war und ihn außerordentlich glücklich machte. Letitia schenkte beiden ein Lächeln.

»Leider ist nur Sherry im Angebot, aber wenn man stundenlang im Verkehr gesteckt hat, ist das vielleicht besser als nichts. Oder hättet ihr lieber einen Kaffee?«

»Lieber einen Kaffee«, sagte Eliza. »Ich hasse Sherry. Was ist mit dir, Peveril, Liebling?«

»Was? O Gott, nein, keinen Kaffee, danke. Schreckliches Gebräu. Ich nehme einfach ein Glas Wasser, wenn das möglich wäre.«

»Das ist sicher möglich«, sagte Letitia. »Ich werde Jane fragen.«

Peveril sah sich im Raum um, dann blieb sein Blick an Phaedria hängen. Seine Augen leuchteten auf, und er ging zu ihr.

»Guten Morgen, Phaedria, meine Liebe. Wie geht es dir?«

Phaedria schaute auf und lächelte ebenfalls. »Mir geht es gut, Peveril, danke. Wie schön, dich zu sehen! Und dich auch, Eliza. Tut mir leid, dass ihr eine so schreckliche Fahrt hattet.«

Peveril musterte sie eingehend. »Du siehst gar nicht gut aus, meine Liebe, wenn ich mir das erlauben darf. Fast ein wenig kränklich.«

»O Peveril, sei nicht so taktlos«, sagte Eliza. »Natürlich sieht sie schlecht aus, der arme Engel.« Sie ging zum Kamin hinüber und gab Phaedria einen Kuss. »Wie schön, dich zu sehen! Warum kommst du nicht für eine Weile zu uns zu Besuch? Das würde dir sicher guttun.«

»Das mache ich bestimmt.« Phaedria gab sich sichtlich Mühe, begeistert zu klingen. »Aber nicht gerade jetzt. Danke trotzdem«, fügte sie pflichtschuldig hinzu.

Eliza tätschelte ihre Hand. »Natürlich, sobald du bereit bist.

Ah«, sagte sie dann, und über ihre muntere Stimme legte sich eine dicke Eisschicht. »Camilla. Guten Morgen.«

»Guten Morgen, Eliza.« Camilla erwiderte ihr Lächeln stoisch. »Wie geht es dir?«

»Ausgesprochen gut, danke. Ich glaube nicht, Camilla, dass du meinem Ehemann schon begegnet bist, oder?«

»Nein, ich denke nicht.« Camillas Lächeln wurde noch liebenswürdiger. In Anbetracht von Peverils Alter erhob sie sich. »Sehr angenehm. Camilla North.«

Vermutlich war Peveril der Einzige, dachte Letitia, der die feine Ironie dieses Tableaus nicht würdigen konnte: Julian Morrells zwei Ehefrauen und seine Geliebte, mit der er die beiden betrogen hatte.

Peveril lächelte, leicht über Camillas ausgestreckte Hand gebeugt. »Ich habe viel von Ihnen gehört, meine Liebe. Sehr angenehm. Es freut mich, Sie kennenzulernen.«

»Peveril«, sagte Eliza munter. »Komm, wir wollen uns zu Letitia setzen.«

»Ich setze mich, wenn ich fertig bin, Eliza«, erwiderte Peveril bestimmt. »Ich habe heute Morgen schon viel zu viel gegessen. Nehmen Sie bitte wieder Platz, Miss North. Sie müssen müde sein. Wenn ich es recht verstanden habe, sind Sie heute Morgen erst eingeflogen. Sicher haben Sie einen Jet Jack oder wie auch immer das heißt.«

»Jetlag«, sagte Camilla freundlich. »Und nein, ich leide nicht unter einem Jetlag. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es mir wunderbar geht, wenn ich nur Rohkost esse und Wasser trinke.«

»Gütiger Himmel!«, sagte Peveril. »Rohkost, ernsthaft? Bitten Sie das Personal, Ihnen das Essen ungekocht zu servieren? Da sind die Ihnen vermutlich dankbar, weil Sie ihnen einige Mühen ersparen, oder?« Er schenkte ihr ein wohlwollendes Lächeln. Camilla, deren Schlagfertigkeit erstaunlicherweise versagte, erwiderte sein Lächeln.

»Eliza, darf ich dir einen Sherry bringen? Und Ihnen, Sir?«

C.J. war in den Raum zurückgekehrt und wurde ebenfalls Zeuge dieses Tableaus. Er sah Eliza nervös an, die ihm eine Kuss-hand zuwarf. Er hatte immer große Angst vor dem, was sie sagen oder tun könnte. Ihr Mangel an Takt war legendär. Ihre Schönheit allerdings auch, dachte er. Was für eine Schwiegermutter. Arme Roz, kein Wunder, dass sie immer ein solches Theater um ihr Äußeres veranstaltete, wo ihre Mutter und ihre Großmutter so schön waren. Eliza war neunundvierzig, todschick gekleidet und kunstvoll geschminkt, wenngleich ein wenig zu stark. Ihr silberblondes Haar war zu einem perfekten Bob geschnitten und ihr Körper noch genauso schlank und biegsam wie vor einunddreißig Jahren, als sie Julian Morell geheiratet hatte.

»Nein danke, mein Schatz. Nur einen Kaffee«, sagte Eliza. »Und ein Wasser für Peveril bitte. Und C.J., was ist eigentlich los? Ich dachte schon, wir kommen zu spät. Wo ist denn Henry? Und was macht Roz?«

C.J. fühlte sich allmählich wie ein Steward, der die Flugpassagiere auf eine Notlandung einstimmte. »Roz telefoniert mit ihrem Büro. Sie ist beunruhigt wegen einer Sitzung heute Nachmittag. Susan ist auf dem Weg. Und was mit Henry ist, weiß ich nicht, tut mir leid. Ich bin mir aber sicher, dass es keinen Anlass zur Sorge gibt.«

»Nun, das wollen wir doch hoffen.«

C.J. verließ den Raum wieder, um die gewünschten Getränke zu holen.

»Ich wünschte, Susan würde endlich kommen«, sagte Letitia. »In ihrer Gegenwart geht es mir immer gleich besser. Und Roz auch.«

»Von wo reist Susan denn an?«, erkundigte sich Eliza.

»Sie schaut sich mit Richard Häuser an. Offenbar möchte er aufs Land ziehen. Nach Wiltshire. Das halte ich für einen gewaltigen Fehler, wenn man sein Leben lang in London gelebt

hat. Obwohl die Leute in Wiltshire natürlich alle furchtbar nett sind.«

»Alle, Granny Letitia?«

Das war Roz, die in diesem Moment in den Raum zurückgekehrt war. Zum ersten Mal an diesem Tag lächelte sie. Letitia sah sie an.

»Warum setzt du dich nicht zu mir, Schätzchen? Ja, alle. So viele der allerbesten Menschen wohnen dort.«

»Granny Letitia, du bist wirklich ein Snob.«

»Ich weiß, mein Schatz, und ich schäme mich nicht dafür. In meiner Jugend war es eine Tugend, gewisse Standards zu pflegen.«

»Verstehe.«

»Soeben hatte ich gesagt, ich wünschte, Susan würde endlich kommen«, fuhr Letitia fort.

»In der Tat. Und ich möchte auf gar keinen Fall, dass sie nach Wiltshire geht, um bei den allerbesten Menschen zu leben.«

»Da passt sie aber gut hin«, erwiderte Letitia leise. »Sie gehört entschieden zu den allerbesten Menschen. O Susan, da bist du ja! Ich hatte soeben gesagt, dass du zu den allerbesten Menschen gehörst.«

Susan Brookes war in den Raum geeilt. Lächelnd beugte sie sich zu Letitia hinab und gab ihr einen Kuss. »An deinen eigenen Standards gemessen bin ich das sicher nicht. Es überrascht mich, Letitia, dass du dich eines derartigen Sakrilegs schuldig machst. Ich bin doch nur ein Ehrenmitglied der Familie.«

»O Susan, sag das nicht«, protestierte Roz. »Komm und setz dich zu Granny Letitia. Sie ist in einer etwas kratzbürstigen Stimmung. Jemand muss einen Blick auf sie haben. Und wenn ich C.J. finde, werde ich ihn bitten, dir etwas zu trinken zu holen. Was hättest du denn gern?«

»Einen Tee bitte«, sagte Susan. »Ich habe hoffentlich nichts Wichtiges verpasst, oder? Zu essen gibt es sicher nichts, was? Ich sterbe vor Hunger.«

Roz betrachtete sie liebevoll, beugte sich dann vor und küsste sie sanft auf die Wange. Susan war eine große, dünne Frau mit glänzendem braunem Haar, das schon deutlich von Grau durchzogen war. Schön im klassischen Sinn war sie nicht, aber sie hatte ein humorvolles Gesicht, eine reine, seidige Haut und überwältigende leuchtend blaue Augen. Mittlerweile war sie Mitte sechzig und wirkte fast noch älter, weil ihr Gesicht so hager war. Aber sie hatte einen ganz eigenen Stil. Sie trug ein schlichtes dunkelblaues Wollkostüm und eine cremefarbene Seidenbluse. Der einzige Schmuck bestand in einer Perlenkette und den Perlenohrringen, ohne die sie außer Letitia niemand je gesehen hatte.

»O Susan«, sagte Roz, die sich plötzlich viel besser fühlte, »kannst du dich erinnern, dass du mal nicht vor Hunger gestorben wärst? Ich werde C.J. bitten, dir etwas zu besorgen.«

Und schon war sie wieder zur Tür hinaus. Susan und Letitia sahen ihr hinterher.

»Wie geht es ihr, was meinst du?«, erkundigte sich Susan leise.

»Wenn du mich fragst, ist sie in einem schrecklichen Zustand«, flüsterte Letitia. »Von Hass auf Phaedria zerfressen, die sie irgendwie für Julians Tod verantwortlich macht. Außerdem todunglücklich und am Boden zerstört, weil sie sich nicht von ihm verabschiedet hat. Oh, ich weiß schon, dass sie selbst schuld daran ist.«

»Arme Roz«, sagte Susan. »Arme, arme Roz. Ich kenne sie schon ihr ganzes Leben lang, aber so leid hat sie mir noch nie getan. Wie können wir ihr nur helfen?«

»Das weiß nur Gott allein.« Letitia seufzte. »Sie wird sich das Leben weiterhin schwer machen, so war sie ja immer. Phaedria tut mir allerdings auch leid. Sie sieht grauenhaft aus, das arme Kind, so mutterseelenallein. Nun, nach dem heutigen Tag geht es vielleicht wieder aufwärts, auch wenn ich mir nicht vorstellen kann, wie.«

Wie aufs Stichwort erschien Henry Winterbourne, gefolgt von

Jane und C.J. Der hielt ein Tablett in der Hand und gab einen eher ungeschickten Kellner ab, als er die verschiedenen Bestellungen ablieferte.

Henry nahm seinen Platz am Kopfende des Tisches ein, mit dem Rücken zum Fenster. »Guten Morgen«, sagte er. »Es tut mir außerordentlich leid, dass ich Sie habe warten lassen. Ein hochkomplizierter Anruf aus New York. Bitte verzeihen Sie mir.«

Er öffnete die oberste der Akten, die an seinem Platz lagen, nahm einen großen Umschlag heraus und legte ihn energisch vor sich auf den Tisch. Langsam wechselten alle ihre Plätze. Phaedria erhob sich, setzte sich mit dem Rücken zum Kamin ans andere Tischende und zog den Mantel noch enger um sich. Peveril ließ sich neben ihr nieder und schien eine Beschützerrolle einnehmen zu wollen. Einen Stuhl weiter folgte Eliza. Camilla ging um den Tisch herum und nahm direkt neben Henry Platz. Letitia und Susan unterbrachen ihr Gespräch. Roz stellte sich fast trotzig an die Tür; jede Unze ihrer bewundernswerten Energie schien auf Henrys Gesicht konzentriert.

Henry sah freundlich in die Runde, fing den Blick jeder einzelnen Person mit genau dem richtigen Maß an Trauer und Mitleid auf, lächelte gelegentlich oder setzte eine verschwörerische Miene auf. Dieser aalglatte Mistkerl, dachte C.J., der sich endlich seines Tablettts entledigt hatte und sich neben Susan setzte.

»Lady Morell, ist alles in Ordnung?«, fragte Henry unvermittelt. Alle blickten zu Phaedria; sie hatte den Kopf auf die Hände gelegt und schien einer Ohnmacht nahe.

»Phaedria, komm, ich begleite dich nach draußen«, sagte C.J.

»Nein, nein, es geht mir gut«, sagte Phaedria. »Entschuldigt. Mir ist nur ein bisschen schwindelig. Wenn ich vielleicht ein Glas Wasser bekommen könnte?«

»Ich gehe schon«, beeilte sich C.J. zu sagen, dankbar für die Ablenkung.

»C.J.«, erklärte Roz von ihrem Posten an der Tür her, »setz

dich. Du bist den ganzen Morgen mit Getränken herumgerannt. Jane wird Phaedria sicher ein Glas Wasser bringen können. Jane, meine Liebe«, rief sie durch die Tür, »hätten Sie vielleicht ein Glas Wasser für Lady Morell? Die Anspannung ist wohl zu viel für sie.«

Sie musterte Phaedria, als die das Wasser entgegennahm, halbherzig daran nippte, es wieder wegstellte und sich zurücklehnte, den Wasserfall ihrer dunklen Haare aus dem Gesicht schüttelnd. Sie sah tatsächlich etwas krank aus. Ihre Haut war kreidebleich, nicht von der üblichen cremefarbenen Blässe, außerdem wirkte sie noch dünner als sonst, als sei sie in sich zusammengeschrumpelt. O Gott, wie sie diese Frau hasste! Phaedria hatte so viel an sich gerissen, das eigentlich ihr gehörte. Und was würde der heutige Tag noch alles bringen? Was würde Phaedria ihr noch wegnehmen, ihr, Julian Moreells Tochter, seinem einzigen Kind, der rechtmäßigen Erbin? Roz schluckte und richtete den Blick wieder auf Henrys Gesicht. Sie musste sich konzentrieren. Die Worte, die sie gleich hören würde, waren das Einzige, was jetzt zählte. Für Gedanken und Gefühle war später noch Zeit genug.

»Gut«, sagte Henry, »vielleicht sollte ich anfangen. Wie Sie alle zugeben werden, handelt es sich um eine höchst ungewöhnliche Situation. Öffentliche Verlesungen von Testamenten sind heutzutage eher eine Seltenheit, obwohl vom juristischen Standpunkt zweifellos nichts dagegenspricht. Es war Sir Julian Moreells ausdrücklicher Wunsch und Wille, die Verlesung in Ihrer aller Gegenwart abzuhalten. Natürlich gibt es ein paar unbedeutende Nutznießer – Personal und so –, die nicht dazugebeten werden mussten. Also ... vielleicht ist es das Beste, wenn ich das Testament einfach verlese. Falls jemand der Anwesenden Kommentare oder Fragen loswerden möchte, würde ich Sie bitten, bis zum Ende damit zu warten.«

Himmel, dachte Roz, was faselt der alte Dreckskerl da?

Henry begann zu lesen. »*Ich, Julian Morell, wohnhaft in Hano-*

ver Terrace, North West London, Unternehmensdirektor, widerrufe hiermit sämtliche vorausgegangenen Testamente und testamentarischen Verfügungen ...»

Es begann zäh, mit ein paar kleineren Vermächtnissen. Wie der Anfang einer Party, dachte Roz, wenn die ersten Gäste steife, gestelzte Konversation trieben. Die Atmosphäre war kühl, angespannt, unbehaglich.

Fünftausend Pfund gingen je an kleinere Bedienstete. Die Haushälterin und den Gärtner im Haus in Sussex. Die Sekretärin, die zehn Jahre lang in Julians Pariser Niederlassung eine Teilzeitstelle innehatte. Die ältere Mrs Bagnold, die länger, als sich irgendjemand erinnern konnte, die Putzkolonne in den Büroräumen in der Dover Street dirigierte.

Mrs Bagnold erbt zudem eine Reihe von »viktorianischen Aquarellen, die sie einst so bewundert hat. Nun kann sie damit anstellen, was ihr beliebt, selbst, sie sofort zu Geld zu machen, ohne Angst haben zu müssen, sich meinen Unmut zuzuziehen – wo auch immer ich sein mag«.

Phaedria schaute auf und warf, plötzlich amüsiert, Letitia einen Blick zu. Er ist immer noch geistreich, wollte sie damit sagen.

»Sarah Brownsmith, meiner geduldigen, überaus loyalen Sekretärin, hinterlasse ich zehntausend Pfund, beide frühen Hockneys und die Nutzungsrechte für mein Haus in Eleuthera auf den Bahamas für mindestens einen Monat im Jahr, zu einem Zeitpunkt, der sowohl ihr als auch meiner Ehefrau genehm sein muss. Damit verknüpfe ich die demütige Hoffnung, dass sie, wenn sie in der Sonne liegt, freundlich an mich denken und mir die vielen nervenaufreibenden, ungebührlich arbeitsamen Jahre nachsehen möge.

Dem Oberkellner des Mirabelle, dem Chefsommelier des Connaught Hotel und meinem guten Freund Peter Langan lasse ich jeweils fünftausend Pfund zukommen, weil sie mir so viele Freuden und gastronomische Genüsse beschert haben.

Mein Pferdetrainer Martin Dodsworth erhält zehntausend Pfund,

meine drei Hengste und meine Zuchtstute Prince's Flora, während an meinen Jockey Michael O'Leary fünftausend Pfund und ein einjähriges Fohlen seiner Wahl aus meinem Stall gehen. Dasselbe gilt für Tony Price, meinen Stallknecht.

Jane Gould, der Sekretärin meines Anwalts Henry Winterbourne, hinterlasse ich meinen Hispano Suiza, weil ich weiß, wie viel Freude er ihr bereiten wird, außerdem eine jährliche Zuwendung von tausend Pfund für Wartungskosten.«

Jane, die still hinten im Raum saß, strahlte begeistert. Ihr Ehemann und sie waren Mitglieder des MG Club und eingeschworene Teilnehmer des Oldtimer-Rennens von London nach Brighton. Die Anschaffung eines solchen Wagens überstieg allerdings bei Weitem die Grenze, die ihr notorischer Geiz ihnen setzte. Gereizt fragte sich Roz, an wen wohl der Rest des Fuhrparks ging. Ihr Vater hatte doch gewusst, wie sehr sie selbst seine Wagen liebte. Es wäre jammerschade, wenn die Sammlung zerschlagen und unters Volk verstreut werden würde. Wenn dies ein Vorgeschmack auf den Rest war, hatte sie jetzt schon die Nase voll.

»An meinen guten Freund Peveril, Earl of Garrylaig, gehen mein Holbein und die beiden Rembrandts, die in seiner Galerie auf Schloss Garrylaig ein würdiges Plätzchen finden dürften, außerdem die Waffensammlung meines Großvaters, die es verdient, endlich in bessere Hände zu gelangen.«

»Das ist aber aufmerksam«, murmelte Peveril, rot vor Freude.

Die Party hatte begonnen; die Atmosphäre im Raum zitterte vor Anspannung und nervöser Energie.

»Meiner ersten Frau Eliza, der Countess of Garrylaig, vermachte ich in Dankbarkeit für meine Tochter Rosamund und für einige interessante, vergnügliche Jahre« – an dieser Stelle räusperte sich Henry, griff nach einem Glas Wasser und hielt einen Moment inne – »meine Glassammlung von Lalique und die Chiparus-Figuren, außerdem meine Wohnung in Sutton Place, New York. Das wird ihr zur Freude gereichen und von großem Nutzen sein.«

»Wohl wahr«, sagte Eliza.

Ein kurzes Schweigen trat ein.

»Camilla North, der ich viele Jahre in toleranter, kameradschaftlicher und kluger Gesellschaft verdanke, überlasse ich meine Wohnung in Sydney, mein Jagdpferd Rose Red und meine Sammlung von Sydney Nolans, im Gedenken an die Expertise und Freude, mit der sie den Aufbau der Sammlung begleitet hat.«

Nicht schlecht, dachte Roz, von einer irrationalen Freude gepackt. Ganz schön viel für eine Geliebte und für Phaedria ein Schlag ins Gesicht. Unwillkürlich schenkte sie Camilla ein Lächeln. Das hat sie zuvor noch nie getan, dachte Letitia, die das Lächeln gesehen hatte, und schüttelte sich bei dem Gedanken an die mutmaßlichen Beweggründe.

Camillas schönes Gesicht blieb ausdruckslos. Sie saß da, den Blick auf Henry gerichtet, die Hände im Schoß verschränkt; niemand sollte merken, dass sie sich krampfhaft auf ihre Entspannungsübungen konzentrierte. Wenn sie auch nur einen Moment damit innehielt, tief ein- und auszuatmen und stumm ihr Mantra vor sich herzusagen, lief sie Gefahr, in Tränen oder hysterisches Gelächter auszubrechen.

»Meiner lieben Freundin Susan Brookes, mit der ich so lange in diesem Unternehmen zusammengearbeitet habe und ohne die ich nicht stünde, wo ich heute stehe, vermache ich mein Haus in Nizza und die Summe von fünf Millionen Pfund steuerfrei.«

Gütiger Gott, dachte Roz. Niemand sonst wird einen solchen Betrag bekommen. Warum um Himmels willen mochte er das getan haben?

Dann merkte sie, dass Susan sie ansah, knallrot im Gesicht und die Augen verdächtig glänzend. Susan zwinkerte, und plötzlich wurde ihr klar, warum: um seiner Freundin, bei aller Freude, auch eine Last aufzubürden. Immerhin hatte Susan eine Zeit lang einem glühenden Sozialismus gefrönt. Nun musste sie sich den Kopf darüber zerbrechen, was sie mit einer solchen Summe an-

fangen sollte. Sie sind immer so gute Freunde gewesen, dachte Roz, so liebevolle Kontrahenten, Susan und Julian. Sie war die einzige Person, die er nie ganz in die Tasche stecken konnte, bis zum Schluss. Tja, die Labour Party und Mutter Theresa dürften sich schon freuen. Aber Roz irrte sich.

»Dieser Erbteil ist für niemand anderen bestimmt als für Mrs Brookes persönlich und darf an niemanden weitergegeben werden als an ihre Töchter; sollte das Haus in Nizza verkauft werden, geht der Erlös ebenfalls an ihre Töchter.«

O Gott, dachte Roz, was für ein cleverer alter Mistkerl. Sie schenkte Susan ein Lächeln und zwinkerte zurück. Für einen Moment ging es ihr besser.

»Meinem Schwiegersohn Christopher John Emerson vererbe ich meine Monets, meine Sammlung von Cartier-Manschettenknöpfen, die Anteile an meiner Immobiliengesellschaft in der Karibik, meine beiden Hotels auf den Seychellen und den Bahamas, die wir ohne seinen ökonomischen und ästhetischen Sachverstand nicht so erfolgreich hätten bauen können, und den Rolls-Royce Corniche von 1950, den er immer so bewundert hat. Außerdem bekommt er meinen Weinkeller, weil er ihn mit Kennerschaft und Begeisterung pflegen und hoffentlich durch weitere Flaschen adeln wird.«

Plötzlich schien es Roz, als sei ihr Vater unter ihnen, sprühend vor Charme, Esprit und Feingefühl. Sie sah förmlich, wie er sie anlächelte, sie für seine Sache zu gewinnen suchte. Sie hörte seine Stimme, sah seine elegante, trügerisch entspannte Gestalt und spürte, wie sie in das Netz ging, das er um die Personen in seiner Nähe spann. Schwer schluckend blinzelte sie gegen die Tränen an.

Phaedria saß nun sehr aufrecht, die dunklen Augen auf Henry gerichtet; endlich hatte sie auch ihren Mantel ausgezogen. Sie trug ein Kleid in einem leuchtenden Pfauenblau, leuchtender noch als das Rot von Letitias Kostüm. Aber was bei Letitia herausfordernd und mutig aussah, wirkte bei Phaedria einfach nur aufgesetzt und unangemessen.

Jetzt war Letitia an der Reihe. *»Meiner Mutter, meiner besten und liebsten Freundin, überlasse ich drei Millionen Pfund steuerfrei von meinem Konto in Guernsey, die sie zur Gänze bei Harrods verschwenden kann, dann mein Hotel in Paris, eingedenk ihrer großen Liebe zu dieser Stadt, außerdem meine gesamte Oldtimer-Sammlung, mit Ausnahme des bereits erwähnten Hispano Suiza und des Rolls Corniche. Ich weiß, wie sehr sie die Wagen lieben wird. Was für eine Zierde wird sie für jedes der Modelle sein, von denen sie, wie ich hoffe, häufig Gebrauch machen wird. Sollte sie sich aus irgendeinem Grund von ihnen trennen wollen, bitte ich darum, ein nach mir benanntes Automobilmuseum zu gründen und die vollständige Sammlung dort unterzubringen. Zudem bekommt sie meine Erstausgabe des Dschungelbuchs und Sir James Holbrookes Ölgemälde von Edward, dem Prinzen von Wales, in Würdigung der bedeutenden Rolle, die sie im Leben des Prinzen gespielt hat.«*

Ein langes Schweigen senkte sich herab. Susan nahm Letitias Hand, während Letitia in ihren Schoß blickte. Dann bedachte sie Henry mit einem tapferen Lächeln. *»Fahren Sie fort, Henry, mein Wertester.«*

Henry räusperte sich verdächtig laut. *»Meiner Enkeltochter Miranda Emerson überlasse ich zwei Millionen Pfund steuerfrei von meinem Konto in Guernsey, die bis zum Erreichen ihres einundzwanzigsten Lebensjahrs von ihrer Mutter verwaltet werden sollen. Der Treuhandfonds wird von meiner Anwaltskanzlei Winterbourne & Winterbourne aufgelegt. Ferner überlasse ich ihr die Summe von einhunderttausend Pfund steuerfrei, die zur Gänze für Pferde ausgegeben werden soll, da ihr Reittalent bereits unverkennbar zutage tritt. Das Geld dient dem Unterhalt und Training der Pferde und allen mit dem Pferdesport verbundenen Aktivitäten, die Miranda zu verfolgen wünscht.«*

»Wie alt ist das Kind?«, erkundigte sich Letitia leise bei Susan. »Drei? Nun, da sollte sie sich das eine oder andere Pony leisten können.«

»Ähem, wenn ich dann fortfahren dürfte. *Meiner geliebten Tochter Rosamund*« – Roz verkrampfte sich und schloss die Augen – »*vermache ich fünf Millionen Pfund steuerfrei und alle meine Pferde im Stall von Marriotts Manor, mit Ausnahme des bereits erwähnten Rose Red.*« Wie grausam, dachte Letitia, da Phaedria die Pferde doch so liebte. »*Außerdem*« – Henry hielt inne und sah Roz eindringlich an – »*neunundvierzig Prozent der Anteile an Morell Industries.*«

Ein langes, schmerzliches Schweigen senkte sich herab. Roz ballte die Fäuste und spannte die Lippen an. In keinem Fall durfte sie sich bewegen oder einen Ton von sich geben, sonst würde alles aus ihr herausplatzen. Sie würde schreien und um sich schlagen und alle mit Fäusten traktieren, Henry, Phaedria, alle. Stattdessen sah sie zu Boden. Ihre Füße schienen weit weg zu sein. Mit äußerster Kraftanstrengung schaffte sie es schließlich, Phaedria in die Augen zu schauen.

In denen spiegelten sich Nachdenklichkeit, Sorge, fast Wohlwollen. Aber auch Triumph. Ich habe gewonnen, sagte dieser Blick, und du nicht.

Henry, der verstummt war, richtete sich merklich auf und las weiter. »*Meiner lieben Ehefrau, Phaedria Morell*« – nur liebe Ehefrau, dachte Roz wild, und ihre Wut verflüchtigte sich für einen Moment; sie selbst war seine *geliebte* Tochter – »*überlasse ich zwanzig Millionen Pfund steuerfrei, meine Wohnung in Hanover Terrace, Regent's Park, London, darüber hinaus Lower Marriotts Manor in Sussex, Turtle Cove House auf der Insel Eleuthera auf den Bahamas und meine gesamte Gemäldesammlung, mit Ausnahme der bereits erwähnten beiden Stubbs, der Rembrandts, des Holbein, der Hockneys und des Sydney Nolans.*«

Wieder herrschte Schweigen. Komisch, dachte Roz, wer bekommt denn das Flugzeug? Ihr Vater hatte sein Flugzeug doch so geliebt.

Henry sah sich mit unergründlicher Miene im Raum um.

Etwas Herausforderndes lag in seinem Blick, etwas Amüsierendes, eine Vorahnung, eine Art Triumphgefühl. Als sein Blick über Phaedria hinwegglitt, lagen allerdings vor allem Zärtlichkeit und Sorge darin. Er nahm einen großen Schluck Wasser, räusperte sich und rutschte auf seinem Stuhl herum. Alles, dachte Roz, nur nicht fortfahren. Schließlich schaute er wieder auf das Dokument, das vor ihm auf dem Tisch lag.

»Außerdem erhält Phaedria neunundvierzig Prozent der Anteile an Morell Industries.«

Die mathematischen Konsequenzen dieses Vermächtnisses schlugen in Zeitlupe bei den Anwesenden ein. Das Schweigen wurde zäh. Phaedria war nun nicht mehr blass, sondern rot im Gesicht und spürte, wie ihr der Schweiß auf die Stirn trat. Roz hatte eine fast soldatische Haltung angenommen. Ihre Augen funkelten in ihrem bleichen Gesicht, ihre Fäuste waren geballt. C.J. blickte besorgt zwischen Roz und Phaedria hin und her. Camilla war nicht mehr gelassen, sondern hochgradig nervös, wie ein Rennpferd am Start, das seine Energie kaum noch bändigen konnte, dachte C.J. Eliza war es schließlich, die das Schweigen brach. Sie sprang auf und ging zum Fenster, dann drehte sie sich wieder um und sah über Henrys Stuhl hinweg in den Raum, gespannte Neugierde im Gesicht.

»Fahren Sie fort«, sagte sie. »Ich denke, es kommt noch etwas.«

»In der Tat.« Henry blickte wieder auf den Tisch. *»Zu guter Letzt übertrage ich die verbleibenden zwei Prozent der Anteile an Morell Industries an Miles Wilburn, in der Hoffnung und felsenfesten Überzeugung, dass er weisen Gebrauch davon machen wird. Meinen Lear Jet überlasse ich ebenfalls Miles Wilburn, da die Zukunft vielleicht größere Anforderungen an die Mobilität mit sich bringt, sowie den Rest des Vermögens. Nun bleibt mir nur übrig, euch allen Lebewohl zu sagen, in der Hoffnung, dass ihr mit der Zeit erkennt, wie weise ich alles eingerichtet habe.«*

Das erste Geräusch, das die Stille durchbrach, war Elizas

Lachen. Fast im selben Augenblick verlor Phaedria das Bewusstsein und glitt von ihrem Stuhl.

Wenn Roz die Ereignisse der folgenden Stunde innerlich noch einmal durchlebte, stiegen nur alptraumhaft Fragmente vor ihrem Auge auf: C.J. und Henry, die Phaedria in einen anderen Raum führten. Ihre eigenen unangemessenen Forderungen nach einem Getränk ohne Kohlensäure. Letitias Vorschlag, sie könnten doch zusammen nach draußen gehen und frische Luft schnappen, und ihre eigene gereizte Weigerung. Ihre Mutter, die Peveril, Letitia, Susan und C.J. hirnlos mit der Frage traktierte, ob sie je etwas von einem Miles Wilburn gehört hätten, und ihre noch hirnloseren Spekulationen, dass es sich um den Sohn oder Cousin oder Onkel dieses oder jenes Mannes handeln könne, den sie oder Julian gekannt hatten. Camilla, die plötzlich anbot, auf der Suche nach einem Hinweis ihre alten Adressbücher und Terminkalender durchzugehen. Henry, der wichtig-tuerisch in den Raum zurückkehrte und bekannte, dass er von einem Miles Wilburn genauso wenig wusste wie alle anderen, um ihnen gleichzeitig die überraschende Tatsache zu eröffnen, dass er das Testament auch gar nicht aufgesetzt, ja, es vor Julians Tod nicht einmal zu Gesicht bekommen habe – Phaedria habe es in seinem Safe gefunden und ihm geschickt. Ihre eigene herzlos vorschnelle Verkündung der Ursache von Phaedrias Ohnmacht. Henrys Beharren darauf – was offenbar an die Adresse ihrer Mutter gerichtet war –, dass kein Sterbenswörtchen über das Testament nach außen dringen dürfe, vor allem nicht über den Teil, der die Fleet Street betraf. Der Aufbruch der Familie in aufgewühlten Grüppchen, die alle merkwürdig still waren (außer Phaedria, die trotz ihrer gläsernen Blässe von einer fast fiebrigen Aufregung gepackt war). Und zu guter Letzt der Klang ihrer eigenen Stimme, in der sich Panik und Verzweiflung hinter ihrer forsch zur Schau gestellten Munterkeit verbargen, als sie

erklärte, wer auch immer dieser Mr Wilburn sei, sie würde ihn für den Rest ihres Lebens hassen.

»Miles«, sagte das Mädchen aus den Tiefen des Bettes, »du musst aufstehen. Es ist fast sieben, und du hast heute Morgen dieses Treffen mit deinem Onkel. Du weißt doch, wie wichtig das ist. Miles, bitte wach auf.«

Miles streckte mit geschlossenen Augen die Hand aus, fuhr die Linien ihrer Brüste nach, ließ die Hand zu ihrem Unterleib gleiten und einen Moment lang zärtlich auf ihrem Schamhaar liegen. Dann erforschten die Finger sanft, aber zielsicher die geheimsten Winkel.

»Miles, bitte.«

»Du musst mich doch nicht erst bitten«, lächelte er. Und für eine Weile war alles vergessen, die Schulden, die Prozesse, die Falle, die bald zuschnappen würde, und er verlor sich in einem Gewirr von Haut und Haaren, Lust und Begehren.

KAPITEL I



Wiltshire, Frankreich, London 1939-1948

Julian Moreells Feinde pflegten zu behaupten, dass schwer zu sagen war, wen er mehr liebte, seine Mutter oder sich selbst. Und in der Tat, niemand, der die beiden an diesem Abend im Herbst 1952 im Ritz speisen sah, würde jemals vergessen, wie Julian abwechselnd seiner Mutter und dem Spiegel hinter ihr zärtliche Blicke zuwarf.

Sie sahen sich durchaus ähnlich; beide hatten dunkle Haare und waren groß und schlank. Julian hatte allerdings braune Augen und ein längliches, hageres Gesicht. Letitia hingegen hatte dunkelblaue, fast violette Augen, hohe Wangenknochen und einen leicht kantigen Kiefer, was ihr auch in fünfzig Jahren noch ein gutes Aussehen beschereu würde. Ihr Mund entsprach dem Schönheitsideal der Zwanziger- und Dreißigerjahre: perfekt geschwungen und weder zu voll noch zu schmal. Ihre Nase war klassisch gerade. Aber das Bemerkenswerteste an ihr war ihre Haut. Sie bot nicht nur Anlass zu vielfacher Bewunderung, sondern stellte eine wissenschaftliche Unmöglichkeit dar, so weich, elastisch und nahezu faltenlos war sie.

Alles andere an Letitias außergewöhnlicher Schönheit könnte man mit Faceliftings zu erklären versuchen, mit kunstvollen Make-ups und der permanenten Aufmerksamkeit der besten Kosmetikchemiker des Landes. Trotzdem blieb festzuhalten, dass Miss Arden und Madame Rubinstein, die sich derselben Privilegien erfreuten, bei Weitem nicht so jung aussahen wie sie.

Julian wiederum würde man eher für älter halten als zweiunddreißig. Er hatte dieses Aussehen, das sich bei manchen Menschen mit Mitte zwanzig im Gesicht festsetzt, um es für die nächsten dreißig Jahre nicht mehr zu verlassen. Seine Schönheit war eher konventioneller Natur. Von seiner Mutter hatte er die gerade Nase und den stark konturierten Mund. Seine Augen waren allerdings sehr dunkel. Es waren bemerkenswerte Augen, meist ausdruckslos, aber durchaus in der Lage zu funkeln, wenn er sich amüsierte oder jemanden umgarnte oder nervös machen wollte, vor allem Frauen. Dann wirkten sie frech, herausfordernd, belustigt, durchtrieben. Man konnte ihn kaum anschauen, ohne sich auf angenehme oder unangenehme Weise bedrängt zu fühlen. Seine Haare waren ein wenig länger, als es der gegenwärtigen Mode entsprach, und seine Kleidung zeichnete sich durch große Sorgfalt und ein sicheres Stilgefühl aus. Der schöne, offenkundig maßgeschneiderte dunkelgraue Anzug hatte ein breiteres Revers und eine etwas längere Jacke, die am Rücken auch etwas lockerer saß, als es vom klassischen Stil seines Schneiders zu erwarten gewesen wäre. Das Hemd wiederum war nicht cremeweiß, sondern blassblau und die rote Krawatte mit einem Windsorknoten gebunden. Seine maßgefertigten Schuhe waren weicher und leichter als die meisten, die an den Füßen unter den Tischen im Raum steckten. Am Handgelenk trug er eine klassische goldene Cartier-Uhr mit einem schwarzen Lederarmband. Am kleinen Finger der Linken steckte ein schwerer goldener Siegelring. Obwohl er selbst nicht rauchte, führte er immer ein goldenes Zigarettenetui mit sich, gefüllt mit den ovalen Passing Clouds, die man unter den Vornehmen der Fünfzigerjahre so liebte, und einem goldenen Dunhill-Feuerzeug. Das Etui lag nun zwischen ihnen auf dem Tisch. Letitia, die in den Zwanzigerjahren jung gewesen war (und es einmal zu Berühmtheit gebracht hatte, weil sie mit dem Prince of Wales im Glass Slipper Nightclub Charleston getanzt hatte) und in der Zigarette das Symbol für Emanzipation und Raffinesse sah, rauchte immer noch gele-

gentlich, mit einer langen schwarzen Zigarettenspitze. Die steckte auch jetzt zwischen ihren Lippen, während sie die Speisekarte studierte. Als Julian ihr Feuer gab, legte sie die Hand um seine und schenkte ihm durch die Rauchwolke hinweg ein Lächeln. Zweifellos sahen sie nicht wie Mutter und Sohn aus, sondern wie ein wunderschönes Paar, das sich königlich amüsierte und durchaus ein intensives Interesse aneinander ausstrahlte.

»Mutter«, sagte Julian zärtlich, »du siehst umwerfend aus. Wie lange hast du heute Abend mit Adam Sarsted verbracht?«

»Oje, mein Schatz, *Stunden*.« Letitia tätschelte erfreut seine Wange. »Heute wollte er mir eine neue Grundierung vorstellen, und sie ist wirklich exzellent. Die Erläuterung ihrer Vorzüge hat allerdings doppelt so lange gedauert wie das Auftragen selbst.«

»Er ist eben ein Einzelkämpfer«, erwiderte Julian, »da muss er gelegentlich über seine Produkte reden. Mir gegenüber hat er die Grundierung auch schon erwähnt. Es freut mich, dass sie dir gefällt. Er ist ein guter Mann und die gewaltigen Summen, die ich ihm zahle, absolut wert. Meinst du nicht auch?«

»Sicher«, sagte Letitia nachdenklich. »Aber wie ich dir schon ein paarmal gesagt habe: Die besten Kosmetikchemiker sitzen in New York. Du solltest wirklich darüber nachdenken, dir drüben Leute zu suchen. Wenn du das nächste Mal hinfährst, komme ich vielleicht mit und rede mit dem einen oder anderen – wenn du es nicht tust.«

»Vielleicht tu ich es ja. Falls ich mal hinfahre«, sagte Julian. »Und es wäre mir ein großes Vergnügen, dich mitzunehmen. Aber ich glaube trotzdem nicht, dass man einen Besseren als Sarsted findet. Der Mann ist ein Genie.«

»Ein Genie wohl kaum«, erwiderte Letitia. »Er ist ein guter Chemiker, aber es mangelt ihm an Kreativität und Ideen.«

»Mutter, wir haben genug Ideen, um ein Dutzend Unternehmen damit zu füttern. Lass diese Unkerei. Was würdest du gern trinken?«

»Einen Gin and French.«

Sie sah über die Schulter in den Spiegel hinter sich und schenkte ihrem Abbild ein Lächeln. Das weiße, von der Schulter an plissierte Kreppkleid mündete in einer schmalen, mit einem Kummerbund aus hellem Wildleder eingefassten Taille. Ihr dunkles Haar war zurückgekämmt. Um den Hals trug sie die berühmte dreireihige Perlenkette der Morells, die sie von ihrer Schwiegermutter zur Hochzeit bekommen hatte, während die Ohrgehänge aus falschen Perlen und Diamanten ihrer dezenten Erscheinung Stil und Witz verliehen.

»Wo um Himmels willen hast du denn diese Weihnachtsbäume her?«, fragte Julian und berührte einen der Ohrringe. »So etwas habe ich im Leben noch nicht gesehen.«

»Da bin ich aber froh. Die habe ich aus der Dior-Boutique in Paris, ein himmlischer Laden mit lauter wundervollen Dingen. Falls du mal ein amüsantes Geschenk für jemanden brauchst, solltest du den aufsuchen.«

»Ich werde es beherzigen, danke«, sagte Julian. »Aber du musst mich gar nicht so hoffnungsvoll anschauen, Mutter. Du wirst von mir nicht erfahren, ob es da jemanden gibt, für den ich ein amüsantes Geschenk gebrauchen könnte. Und jetzt verrät mir einfach, was du essen möchtest.«

»Ich schaue dich nicht hoffnungsvoll an«, sagte Letitia, »im Gegenteil. Für mich ist es bedeutend entspannter, wenn du nicht verliebt bist. Andererseits wäre es natürlich an der Zeit, das ist alles, was ich dachte. Wachteleier vielleicht. Und den Steinbutt. Herrlich. Mit viel Kartoffeln und Spinat. Um mich für morgen zu stärken.«

»Was hast du denn morgen vor?«

»Mich mit den Buchhaltern treffen.«

»Es gibt doch keine Probleme, oder?«, fragte Julian scharf.

»Nein, natürlich nicht. Reg dich nicht gleich auf. In Geldfragen bist du das alte Weib, nicht ich. Es ist nur so, dass ich den

neuen Mann nicht mag. Man wird das Investitionsbudget hinterfragen, das weiß ich.«

»Bist du denn sicher, dass wir auf dem richtigen Weg sind? Sollten wir nicht noch einmal darüber sprechen?«

»Absolut. Und nein, sollten wir nicht. Das haben wir doch schon zur Genüge diskutiert. Wir brauchen die neue Fabrik, und wir brauchen moderne Abfüllanlagen. Mach dir keine Sorgen, ich komme mit denen schon zurecht. Das ist mein Terrain. Bleib du bei deinen Konzepten.«

»Behandle mich nicht wie ein Kleinkind, Mutter.« Der unbekümmerte Blick war verschwunden. Seine Augen verfinsterten sich, und er strich sich ungeduldig das Haar aus der Stirn. Das war eine Geste, die seine Vorstandskollegen und seine Geliebten schnell zu fürchten lernten. Sie bedeutete Ärger, zumal er stets seinen Willen bekam. »Möchtest du noch etwas trinken?«

»Ja, bitte. Ich behandle dich nicht wie ein Kind. Das Geheimnis des Erfolgs, das erzählst du ja selbst überall herum, besteht darin, seine eigenen Fähigkeiten richtig einzuschätzen. Ich kenne mich mit Zahlen aus, du mit Strategien. Andererseits ...«

»Ja?«

»Das bringt mich wieder auf den Chemiker Julian, du brauchst wirklich einen besseren als Sarsted. Die wirklich guten Kosmetikchemiker sind nicht nur Wissenschaftler, sondern Künstler. Sie starren nicht einfach auf ihre Formeln und mischen dann alles zusammen. Sie schauen auf die Formeln und träumen. Oder sie träumen und schauen dann erst auf Formeln.«

»Wo hapert es denn, Mutter?«, fragte Julian und strich sich erneut das Haar aus der Stirn. Mit der anderen Hand zerbröselte er ein Brötchen und schob die Krümel auf dem Teller hin und her. »Sag's mir. In meinen Augen stehen wir glänzend da. Arden und Rubinstein zittern bereits vor uns. Gestern habe ich mit Norman Parkinson zu Mittag gespeist. Er sagte, jedes Model, mit dem er in den letzten drei Monaten zusammengearbeitet habe, schwöre

auf unser Juliana-Make-up. Erst letzte Woche hat mir Audrey Withers erzählt, dass sie es in den Vogue-Studios immer bereithalten. Und mit der Produktion von *Je* kommen wir gar nicht hinterher. Ich sehe also keinen Anlass für Kritik.«

»Julian, beruhige dich«, sagte Letitia. »Das richtet sich doch nicht gegen dich. Ich will nur sagen, dass wir mit einem wahrhaft inspirierten Chemiker vielleicht besser fahren würden.«

»Und ich behaupte, dass wir hinreichend inspiriert sind«, sagte Julian. »Mehr Kreativität würde ich mir im Unternehmen gar nicht wünschen.«

»Klar«, sagte Letitia, »weil es Konkurrenz für dich wäre. Und jetzt iss weiter. Vielleicht wird es Zeit, dass du dich nach einer neuen Freundin umschaust. Oder vielleicht sogar« – sie sah ihn nachdenklich an – »einer Ehefrau. Mit zweiunddreißig sollte man kein Junggeselle mehr sein.«

Letitia hatte Julian immer auf eine wenig mütterliche Weise geliebt, und das war beiden stets bewusst. Sein älterer Bruder James kam ganz nach seinem Vater: ernst, ruhig, mit blauen Augen, hellen Haaren und vor allem fasziniert von der Landwirtschaft. Vom selben Moment an, da er laufen gelernt hatte, trottete er in Gummistiefeln hinter dem Stallknecht her, stand jeden Morgen bei Sonnenaufgang mit seinem Vater auf und führte, kaum dass er schreiben konnte, über Milcherträge und Viehpreise Buch.

Julian, drei Jahre jünger, war das genaue Gegenteil: dunkle Haare und dunkle Augen, lesewütig und gesellig (mit fünf hängte er bereits Einladungen zu Festen an die Kinderzimmerwand und zählte die Tage bis zu dem Ereignis). Am Bauernhof zeigte er bestenfalls höfliches Interesse. Eher fand man ihn mit einem Buch im Salon oder vor dem Radio oder im Gespräch mit jemandem, der ihm bereitwillig zuhörte. In der Scheune oder den Ställen ließ er sich nie blicken, obwohl er seine Ponystute leidenschaftlich liebte und gut reiten konnte, wenn auch etwas angeberisch. »Wie ein Mädchen«, befand James verächtlich. Tatsächlich

hätte er eher eine Schauveranstaltung gewonnen als die Reitspiele der Kinder oder ein Hindernisrennen. Schon als kleiner Junge war er klug, geistesgegenwärtig und urkomisch; immer hatte er amüsante Beobachtungen und scharfe Kommentare parat. Seine Mutter und er wurden schnell Gefährten und Vertraute. Sein Vater Edward hingegen, ein freundlicher, gutherziger und absolut konventioneller Mann, vergötterte James und hatte große Schwierigkeiten, Julian zu begreifen.

Der Unterschied zwischen den beiden Jungen bot erheblichen Anlass für Gerüchte in Wiltshire. Und niemand begriff, wie ein so netter, geradliniger Mann wie Edward Morell jemanden hatte heiraten können, der so wenig an die Seite eines Bauern passte wie Letitia Farnworth. Aber da war sie nun einmal. Knallrot vor Stolz hatte er sie seinen Eltern vorgestellt, im Jahr 1915, nachdem er sie in London auf einer Party kennengelernt hatte, und ein Jahr später waren sie verheiratet.

Der Grund dafür war schlicht und einfach, dass Edward sich unsterblich verliebt hatte, und daran sollte sich bis zu seinem Tod auch nichts ändern. Das eigentliche Rätsel bestand darin, wie klügere Zeitgenossen scharfsinnig erkannten, warum Letitia einen solchen Mann geheiratet hatte, schön, funkelnd und geistreich, wie sie war. An Julians einundzwanzigstem Geburtstag, im Jahr 1941, in dem sie trotz der Umstände eine außerordentlich gelungene Geburtstagparty für ihn organisierte, begann sie: »Nun bist du alt genug, um die Wahrheit zu erfahren, zumal ich nicht möchte, dass du von irgendjemandem eine entstellte Version zu hören bekommst.« Sie war mal mit einem jungen Gardeoffizier verlobt und sehr in ihn verliebt gewesen, Harry Whigham, der dann nach Frankreich gegangen und in tausend Stücke gerissen worden war, ehe ihn auch nur ihr erster Brief hatte erreichen können. Angesichts dieser Tragödie und der fast ebenso grausamen Tatsache, dass fast jedem jungen Briten dasselbe Schicksal blühte, wurde sie mit ihren siebzehn Jahren von einer geradezu pani-

schen Angst gepackt, als alte Jungfer zu sterben. Daher suchte sie Rettung bei Edward Morell. Als Bauer würde man ihn nicht nach Frankreich abberufen, außerdem sah er gut aus, war freundlich und verfügte über ein bescheidenes Vermögen. Immer noch in Schockstarre wegen Harry Whighams Tod, nahm sie nur drei Monate später Edwards Heiratsantrag an. Wieder zwei Monate später waren sie bereits verheiratet, da in Kriegszeiten alle Konventionen außer Kraft gesetzt waren, und erst nach James' Geburt begriff sie, was sie da getan hatte.

»Aber, Julian, mein Schatz«, sie hob ihr Champagnerglas in seine Richtung, »du darfst jetzt nicht denken, dass wir eine schlechte Ehe führten. Ich habe Edward, deinen Vater, sehr glücklich gemacht. Er hat nicht eine Sekunde lang daran zweifeln müssen, dass er die große Liebe meines Lebens war, und ich war es für ihn sowieso.«

Diese Worte entsprangen keinem Dünkel, sondern schlichter Überzeugung. Julian beugte sich vor und küsste sie auf die Wange.

»Mag sein«, sagte er, »aber was ist mit dir? Warst du glücklich? Das klingt ja wie die Hölle.«

»Überhaupt nicht«, sagte Letitia unbekümmert. »Ich bin nicht der Typ, der durch die Hölle geht, das dürfte niemand besser wissen als du. So sind wir beide nun mal, mein Engel. Ich habe das Beste daraus gemacht und war absolut glücklich damit. Es gab ja dich und natürlich James, und Edward war der reizendste Mann der Welt. Das einzig Traurige war der Tod deiner kleinen Schwestern, aber darüber weißt du ja bereits alles. Obwohl du damals erst zwei warst, warst du mir ein großer Trost. Und jetzt lass uns tanzen, sonst werden wir noch ganz rührselig. Und dann sollten wir besser ... O verdammt, die Sirenen. Sollen wir in den Luftschutzraum gehen oder lieber tanzen?«

»Ich würde lieber tanzen«, sagte Julian widerstrebend, da er am liebsten über den Tod der kleinen Zwillinge gesprochen hätte,

aber Fragen zu diesem Thema wurden stets im Keim erstickt, »und zwar mit der mutigsten und schönsten Frau im Raum.«

Edward Morell war 1939 gestorben. Für die Dauer des Kriegs kümmerte sich James um den Hof, während sich Julian zum Kriegsdienst meldete und in zwei deprimierenden, ausschließlich in England verbrachten Jahren zum Captain aufstieg. Schließlich gelang es ihm mithilfe eines Cousins von Letitia, einem Colonel und Geheimdienstmitarbeiter, und seiner eigenen größenwahnsinnigen Hartnäckigkeit, beim SOE vorstellig zu werden, einer Spezialeinheit, die den britischen Zweig der Résistance organisierte.

Julian hatte ein ungewöhnliches Sprachtalent, war ein brillanter Funker und strotzte vor Selbstbewusstsein. Er wurde zur Vorauswahl für die F-Sektion zugelassen und bestand die Prüfung mit Bravour. Nun ging er nach Schottland, wo er so unterschiedliche Fähigkeiten erwarb, wie in der freien Natur zu überleben, mit Sprengstoff umzugehen, bei einer Geschwindigkeit von vierzig Meilen aus dem Zug zu springen und auf die unterschiedlichsten Weisen zu töten.

Schließlich wurde Julian in eine Einrichtung im New Forest geschickt, wo ihm konventionellere Spionagetechniken beigebracht wurden: Verschlüsselungstechniken, der Gebrauch unsichtbarer Tinten und die Fähigkeit, bei Verhören wie ein Grab zu schweigen.

Natürlich war er einer der Jüngsten. Da man ihn deswegen auf dem Kieker hatte, versagte er nie und tat nie etwas, das auch nur entfernt nahelegte, er werde den an ihn gestellten Erwartungen nicht gerecht. Er war erst zweiundzwanzig, als er schließlich nach Frankreich geschickt wurde.

Seine Aufgabe bestand darin, Informationen über die Gegend von Chartres zu beschaffen – Bus- und Zugstrecken, Fahrpläne, Briefmarkenwerte, Regelungen für die Ausgangssperren – und

diese per Funk an die SOE in London zu übermitteln. Für die Deckung und die Fluchtrouten der Soldaten waren solche Dinge entscheidend. Seine Tarnung war die eines Hauslehrers bei dem kleinen Sohn einer französischen Gräfin, die selbst ein heldenhaftes Mitglied der Résistance war; ihr Ehemann, ein Oberst der französischen Artillerie, war in den ersten drei Kriegsmonaten gefallen. Julians Deckname war Philippe Renard, sein Alter in den gefälschten Papieren mit achtzehn angegeben. Der Charakter, den er spielen sollte, war der eines weichlichen, möglicherweise homosexuellen, aber in jedem Fall schüchternen Mannes. Es war das erste Mal in seinem Leben, dass er sein beachtliches Schauspieltalent entfalten konnte, und er tat es glänzend. Selbst Amelie Dessange fiel darauf herein und betrachtete ihn mit einer Mischung aus Nachsicht und Verachtung. Ihr kleiner Sohn Maurice hingegen vergötterte ihn und hing ihm ständig an den Fersen. Das war eine nützliche Tarnung, weil Julian – über jeden Verdacht erhaben, wenn sich der Junge an seine Hand klammerte – in den Schlangen vor den Geschäften, an Bushaltestellen und in Postämtern stehen und herzlich mit den Einwohnern der Gegend plaudern konnte, um sich ganz beiläufig danach zu erkundigen, wie man mit welchem Bus oder Zug da- oder dorthin gelangte.

Sein Funksender, den man in der Schubkarre des Gärtners auf das Anwesen geschmuggelt hatte, befand sich in einer Dachkammer. Vor der Tür zu dem winzigen Raum, in den man über eine Dienstbotenkammer gelangte, stand ein gewaltiger Schrank, in dem die Gräfin die Uniform, die Orden und das Schwert des verstorbenen Obersts aufbewahrte. Jeden Abend las Julian dem kleinen Jungen etwas vor, bis der einschlief, aß allein in der Küche und stieg schließlich in die Kammer hoch, zu seiner Verabredung mit London. Manchmal hatte er nur wenige Informationen, manchmal sehr viele, aber er musste in jedem Fall Kontakt aufnehmen, um zu signalisieren, dass alles in Ordnung war.

Über ein Jahr lebte er bei Amelie Dessange. Er mochte sie nicht sonderlich, obwohl er sie für ihren Mut und ihre Klugheit bewunderte, und ihr Verhältnis war von einer gewissen Distanz geprägt. Sie war auch nicht besonders schön mit ihrem schmalen, verkniffenen Mund und dem stumpfen Dunkelbraun ihrer Augen. Dennoch besaß sie eine gewisse Anmut und Anspannung, die ein unterschwelliges sexuelles Begehren verrieten. Unter anderen Umständen hätte er mit ihr geredet und geflirtet, aber so hielt er sich zurück. Sollte sie doch über ihn denken, was sie wollte.

Eines Abends statteten ihnen die Deutschen einen, wie sie es nannten, Routinebesuch ab. Julian ging gerade über den Treppenabsatz in Richtung seiner Kammer, als er sie in die Vorhalle treten hörte. Sie stellten keine große Gefahr dar; es waren nur zwei Männer, die auf Befehl handelten und sicherstellen sollten, dass im Schloss nichts Unbotmäßiges geschah. Amelie empfing sie allerdings außerordentlich unhöflich. Sie schrie die Männer an, sie sollten ihr Haus verlassen, und als einer der beiden sie am Arm packte, spuckte sie ihn an. Der andere hielt sie fest und befahl dem alten Diener, der ihnen die Tür geöffnet hatte, den Jungen zu holen. Julian, der die Treppe hinuntergestürzt war, sah Amelie im Arm des Soldaten zappeln, während der kleine Maurice im Nachthemd aus seinem Zimmer gebracht wurde. Dann legte der Soldat seine Pistole unter das Kinn des Jungen, den Blick auf Amelie gerichtet. »Sie sollten ein paar Manieren lernen, Madame la Comtesse«, sagte er, »sonst bringen wir sie Ihrem Sohn bei.«

Schließlich stieß er sie von sich und verließ mit seinem Kameraden das Haus, die Tür hinter sich zuknallend. Julian trat zu Amelie, die leise vor sich hin weinte, und streckte die Arme aus; sie flüchtete sich hinein. Maurice kuschelte sich zu ihnen, und so hielten sie sich alle drei in der kalten Vorhalle aneinander fest.

»Komm, Maurice«, sagte Amelie irgendwann, »du musst wie-

der ins Bett. Die Deutschen sind fort. Sie haben uns nichts getan, und du warst sehr tapfer.«

Der Junge war kreidebleich und schluchzte leise vor sich hin, zitternd vor Angst und Kälte.

»Es ist alles gut«, sagte Amelie.

Die beiden stiegen die Treppe hinauf, dann schaute sich Maurice noch einmal um und streckte die Hand nach Julian aus. »Kann Philippe auch mitkommen, Maman? Er soll mir eine Geschichte vorlesen.«

»Natürlich. Und ich höre zu.«

Julian las Maurice eine französische Übersetzung der *Genau-so-Geschichten* von Rudyard Kipling vor. Für ihn selbst hatten die Erzählungen etwas erfrischend Humorvolles und auch Tröstliches, wenn ihn das Heimweh überkam, und Maurice liebte sie. An diesem Abend las er die Geschichte über das Elefantenkid, bis Maurice schließlich einschlief. Amelie verließ mit Julian den Raum und bat ihn ins Wohnzimmer.

»Brandy?«

»Ja, bitte.«

»Danke für Ihren Beistand heute. Sie tun Maurice so gut, das hätte ich Ihnen längst einmal sagen sollen. Und ich selbst bin auch froh, dass Sie hier sind.«

»Ich auch«, lächelte er sie an.

»Und Sie sind wirklich erst achtzehn?«

»Ein bisschen älter bin ich schon.«

»Das hatte ich mir gedacht.«

Sie tranken den Brandy. »Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir«, sagte sie und brach unvermittelt in Tränen aus.

»Bitte nicht«, sagte er. »Es ist alles gut. Sie sind so tapfer.«

»Ich bin einsam, furchtbar einsam. Und hoffnungslos.«

»Sagen Sie das nicht. Sie sind nicht allein. Und wir können es uns nicht leisten, die Hoffnung zu verlieren.« Er nahm sie in die Arme, um sie zu trösten. Aber plötzlich schlug die Atmosphäre

zwischen ihnen um und bekam etwas Dringliches, fast Schockierendes in ihrer Wucht. Er drehte ihr Gesicht zu sich, um sie zu küssen.

»Nein«, sagte sie, »nicht hier. Maurice könnte kommen. Oben.«

Es war das erste Mal, dass er mit einer so erfahrenen Frau schlief. Er war kein blutiger Anfänger in diesen Dingen, aber was ihm Amelie in dieser Nacht beibrachte, in dieser Mischung aus Sanftheit und fast brutaler Leidenschaft, würde er nie vergessen. Immer und immer wieder liebten sie sich, bis der Morgen anbrach und die Erschöpfung überhandnahm. Ihre Welt war auf diesen Raum und dieses Bett zusammengezurr, auf brennendes Verlangen, zärtliche Erkundungen und das überwältigende Aufwallen der Erlösung. Am Morgen, als sie dalagen und nichts mehr als eine süße Müdigkeit verspürten, schaute Amelie ihn an und küsste ihn, erst seine Lippen, dann seine Schultern, seine Brust, seinen Bauch, seinen Schaft. Schließlich richtete sie sich wieder auf und lächelte ihn an.

»So etwas habe ich noch nie getan.« Er nahm ihre Finger und küsste sie zärtlich einen nach dem anderen. »Nicht mit jemandem, der so ... erfahren ist. Dagegen bin ich ziemlich unbedarft.«

»Du warst großartig«, widersprach sie. »Du bist ein wunderbarer Liebhaber. Aber jetzt«, sagte sie forsch, stand auf und zog ihren Morgenmantel über, »raus aus dem Bett. Das war keine gute Idee. Nicht, dass noch jemand Verdacht schöpft. Das darf nie wieder passieren.«

Und dabei blieb es auch.

Mit der Zeit übernahm Julian anspruchsvollere und gefährlichere Aufgaben. Und er lernte Nordfrankreich lieben, mit seiner üppigen, merkwürdig englischen Landschaft. Doch dann geriet er in Gefangenschaft, wurde verhört. Ihm gelang die Flucht, und er verbrachte drei Monate im Untergrund, unter deutscher Besatzung, lebte unter freiem Himmel, tötete wilde Tiere und fing

Fische. Nachdem er versehentlich giftige Pilze gegessen hatte, wurde er schwerkrank und verkroch sich in einer Höhle, wo er zu schwach und zu leidend war, um auch nur aus seinem Erbrochenen zu kriechen. Aber er erholte sich, entkam dem Grauen und kehrte 1945 von Grund auf verändert heim. Der zauberhafte, unbekümmerte Junge war ein gestandener Mann geworden, dessen Brillanz außer Frage stand. Er hatte gelernt, mit Einsamkeit und Angst zu leben. Er hatte gelernt, seinen Geist ausschließlich auf ein Ziel auszurichten und nicht nach den Mitteln zu fragen. Er hatte gelernt, rücksichtslos und absolut pragmatisch zu sein. Er hatte gelernt, niemandem zu vertrauen als sich selbst und Gefühle, Loyalitäten und vor allem Selbstzweifel beiseitezuschieben.

Letitia betrachtete ihn, als er am Abend seiner Rückkehr daheim in Maltings vor dem Kamin saß. Seine ursprüngliche Begeisterung war Erschöpfung und schmerzlichen Erinnerungen gewichen, und sie dachte, dass er nicht nur um ein paar Jahre, sondern um ein ganzes Leben gealtert war. Vor ihr saß ein alter Mann, der dem Grauen ins Auge geblickt hatte und die Erinnerungen sein Leben lang mit sich herumschleppen würde. Dass er erst fünfundzwanzig war, änderte nichts daran.

Er hatte seine Unschuld verloren, sein Vertrauen in die Menschen und in gewisser Weise auch sein fröhliches Wesen. Doch was, fragte sie sich, als sie mit ihm in die Flammen starrte und sich vorzustellen versuchte, was er da wohl sah, hatte er gefunden?

Unvermittelt lächelte Julian sie an, da ihm wie immer klar war, in welche Richtung ihre Gedanken schweiften. »Alles in Ordnung, Mutter. Ich werde nicht zusammenbrechen. Du musst dir keine Sorgen machen. Es war nicht alles schrecklich.«

»Nein?«

»Nein. Vieles war auch gut.«

»Was zum Beispiel?«

»Na ja, die Loyalität, die Freundschaften. Und die schiere Macht

des Muts. Die Menschen sind so tapfer. Sie haben nicht nur den Tod riskiert, was noch das Leichteste war, sondern sind unglaubliche Risiken eingegangen: Gefängnis, Folter, die Verhaftung ihrer Familien. Aber sie haben nicht aufgegeben. Unfassbar.«

»Die Hoffnung ist etwas sehr Mächtiges.« In Letitias Augen standen Tränen.

»Ja, so mächtig, dass sie zum Erfolg geführt hat. Am Ende jedenfalls. Aber es war ein langer Kampf, und wir werden das alles nie vergessen, keiner von uns.«

»Wirst du diese Leute wiedersehen?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht. Aber es wäre nichts mehr wie zuvor. Wenn man sich so nah war und so viel Vertrauen erfahren hat, so viel ... Liebe, könnte man vielleicht sogar sagen, kann man dann einfach hingehen und jemandem einen Besuch abstatten? Da habe ich so meine Zweifel.«

»Mag sein.« Sie schwieg. »Wo hast du gewohnt? *Wie* hast du gewohnt?«

»Ach, an verschiedenen Orten. Überall in Nordfrankreich. Lange bei Amelie Dessange, von der ich dir ja berichtet habe. Gegen Kriegsende war ich auf einem Bauernhof und habe dort gearbeitet. Eine Zeit lang habe ich auch unter freiem Himmel gelebt, wie du weißt. Zuletzt war ich an einem Ort weiter die Küste hinauf, Richtung Deauville, bei einem komischen alten Kauz. Du hättest ihn gemocht. Er war Chemiker. Ist es noch, natürlich. Er ist entkommen, weiß der Himmel, wie. Er ist der Einzige in seiner Familie, der es geschafft hat.« Unvermittelt verstummte er, und sein Kiefer spannte sich an. Er nahm einen Schluck Whisky. Dann sah er Letitia an und rang sich ein Lächeln ab. »Die Bekanntschaft mit ihm war sehr wichtig für mich. Er hat mich auf tausend Ideen gebracht. Jetzt weiß ich auch, was ich tun möchte. Beruflich, meine ich.«

»Was denn, mein Schatz?«, fragte Letitia in der entschiedenen Absicht, den Abend wieder zum Guten zu wenden.

»Ich würde gern ins pharmazeutische Geschäft einsteigen. In die Kosmetikbranche möglicherweise.«

»Julian, Darling«, sagte Letitia, halb belustigt, halb überrascht, »wie kommst du denn darauf?«

»Oh«, erwiderte Julian mit blitzenden Augen und genoss ihr Unbehagen, dass er mit einem derart unmännlichen Vorhaben spielte. »Der alte Knabe hat mich darauf gebracht. Ich habe oft mit ihm in seinem Labor gearbeitet. Du weißt doch, dass ich Chemie in der Schule immer geliebt habe. Wenn der Krieg nicht ausgebrochen wäre, hätte ich es in Oxford studiert. Aber egal, du wärst jedenfalls überrascht, was ich alles gelernt habe. Ich kann einen verdammten guten Hustensaft brauen. Und einen Schlaftrunk. Entzündungshemmende Mittelchen. Alles Mögliche. Und dann habe ich angefangen, mit Cremes und Lotionen und solchen Dingen herumzuxperimentieren.«

»Hautcremes, meinst du?«

»Ja.«

»Darling« – Letitia tätschelte seine Hand – »für so etwas würde ich meine Seele verkaufen. Im Moment bekommt man nur Pond's Cold Cream. Grauenhaftes Zeug. Du hast nicht zufällig eine deiner Cremes mitgebracht?«

»Leider nicht. Aber die Formeln. Und ich dachte, ich könnte so bald wie möglich in einem unserer Schuppen ein provisorisches Labor einrichten. Ich bin überzeugt, damit ließe sich ein ordentliches Geschäft aufbauen. Sicher besser, als der Pornografie zu verfallen oder das brennende Verlangen zu verspüren, ein Handbuch über fünfundfünfzig unbekannte Tötungsarten zu schreiben. Viele der Männer sind schrecklich verbittert und verstört.«

»Hattest du nicht Angst, auch so zu enden?«, fragte Letitia.

»Nein, überhaupt nicht. Das hätte ich niemals zugelassen.«

Das war eine aufschlussreiche Bemerkung. Letitia nahm sie zur Kenntnis, vergaß sie aber vorerst wieder, um sich der Zukunft zuzuwenden.

»Die Idee finde ich großartig, Julian, aber wie sollen wir das anfangen? In dieser Welt kennt sich keiner von uns aus.«

»Nein«, sagte Julian, der es fraglos hinnahm, dass sie in der Wir-Form sprach, »aber wir könnten es lernen. Du würdest mich unterstützen?«

»Natürlich, furchtbar gern sogar. Aber ich habe kein Geld, jedenfalls nicht so viel, wie du bräuchtest. Und James sicher auch nicht.«

»An Geld habe ich dabei auch nicht gedacht. Wenn man Ideen hat, kommt man immer an Geld, und ich habe viele Ideen. In ein, zwei Jahren wird es einen gewaltigen Boom geben, du wirst schon sehen. Die Menschen werden mit Geld um sich werfen, als gäbe es kein Morgen. Oder als hätte es nie ein Gestern gegeben. Sie wollen einfach vergessen.« Wieder Schweigen. »Meines Erachtens ist dies genau der richtige Zeitpunkt. Und ich würde deine Hilfe wirklich zu schätzen wissen. Ich weiß, dass du das wunderbar machen würdest. Wo gehst du hin?«

»Eine Flasche Wein holen. Um auf deine Zukunft anzustoßen.«

»Auf unsere Zukunft«, sagte Julian bestimmt. »Auf unser Unternehmen.«

Es gab tatsächlich einen Boom, aber nicht so schnell, wie Julian vorausgesagt hatte. Die ersten beiden Nachkriegsjahre waren fast so hart wie die vergangenen fünf. Die Unternehmen kurbelten die Produktion an, aber die Regierung Attlee war so besessen von der Idee wirtschaftlicher Erholung, dass alles in den Export ging. Eines der empörendsten Bilder des Jahres 1946 war ein Schaufenster voller verlockender Dinge, die laut Aushang »nur für den Export« bestimmt waren. Alles, was Herz und Magen begehrten, wurde weiterhin rationiert, und ohne den patriotischen Kriegstaumel, der das Gefühl der Entbehrung gemildert hatte, wuchs der Missmut der Menschen.

Eines Abends kam James Morell, für den sein Bruder ein Fremder geworden war, vom Hof zurück, setzte sich an den Tisch und stopfte wortlos sein Abendessen in sich hinein. Dann holte er tief Luft und verkündete, dass Julian Maltings verlassen müsse. Er beabsichtige zu heiraten, erklärte er. Sein Zuhause mit jemandem zu teilen, und mochte er noch so nett sein, sei kein guter Beginn für eine Ehe. Das Haus gehöre ihm, er führe den Hof, und Julian rede nun schon seit Monaten davon, ein Unternehmen zu gründen. Jetzt sei es an der Zeit, dass er gehe und seine Pläne in die Tat umsetze.

Julian, der sich zunächst amüsiert gezeigt hatte, wurde von Wut gepackt. Das wurde nicht besser, als Letitia Partei für James ergriff. Sie gab ihm recht und erklärte, sie selbst habe auch nicht die Absicht, dem jungen Glück im Wege zu stehen.

»Wir sollten zusammen nach London gehen und ein neues Leben anfangen«, sagte sie leicht pathetisch.

»Schön und gut«, sagte Julian, verunsichert durch diesen doppelten Angriff, »aber ich habe kein Geld. Ich kann mir in London kein Haus kaufen, geschweige denn ein Unternehmen gründen. Im Moment bekommt man nirgendwo Geld.«

»Ach du liebe Güte«, sagte Letitia. »Hast du noch nie etwas von Hypotheken gehört? Außerdem hast du doch das Geld, das dein Vater dir hinterlassen hat. Du hast selbst neulich geklagt, dass es einfach dahinschwindet – als habe das nichts mit dir zu tun. Das ist ziemlich töricht, denke ich schon seit geraumer Zeit. Außerdem habe ich auch ein bisschen Geld. Wir kommen schon zurecht.«

James, der erleichtert war, dass die Aussprache mit seiner Mutter und seinem Bruder sich als weniger unangenehm herausstellte als befürchtet, erhob sich vom Tisch und erklärte, er würde Caroline Reeve Smith einen Besuch abstatten, dem notorisch gut gelaunten Objekt seiner Zuneigung. Als er weg war, warf Julian seiner Mutter einen finsternen Blick zu.

»Danke für die Unterstützung«, sagte er. »Ich hoffe, dir ist klar, dass du uns soeben das Dach über dem Kopf weggezogen hast.«

»Julian, sei nicht albern. Wo ist deine Abenteuerlust geblieben? Das wird ein Heidenspaß! Tatsächlich denke ich schon eine Weile über einen Umzug nach. Wir wohnen in Chelsea, etwas anderes kommt für mich nicht infrage. Du liebe Güte, ich kann es kaum fassen, nach all den Jahren! Eine Seitenstraße der Walton Street, würde ich vorschlagen, gleich bei Harrods um die Ecke. Und in der Nähe von Peter Jones, Harvey Nichols, Woolland's.«

»Das klingt, als würdest du eine Litanei aufsagen«, lachte Julian.

»Tu ich auch. Ich fühle mich, als wäre ich exkommuniziert worden und soeben in den Schoß der Kirche zurückgekehrt.«

»Gut, mir soll es recht sein. In Chelsea gibt es jedenfalls viele hübsche Mädchen.«

»Tausende. Aber jetzt, mein Lieber, musst du über Lokalitäten nachdenken. Für dein Unternehmen. Lass uns die Idee, ganz groß einzusteigen und auf die Banken zu warten, erst einmal ad acta legen. Wir sollten es einfach angehen. Du brauchst etwas Bescheidenes für dein Labor, selbst eine große Garage würde es tun. Das Abfüllen und Etikettieren kannst du vorerst delegieren. Das Wichtigste ist jetzt, dass du die größtmögliche Hypothek auf das Haus aufnimmst und dein Erbe für dein Unternehmen aufsparrst. Dafür wirst du nämlich nicht so schnell Geld bekommen. Auf eine persönliche Hypothek wirst du auch die größten Steuervorteile erhalten. Gleichzeitig werde ich alles Geld in die Sache hineinstecken, das ich irgendwie auftreiben kann. Ich wollte sowieso ein paar Aktien verkaufen, da sie sich im Moment so prächtig zu erholen beginnen. Ich behalte sie aber noch so lange wie möglich.«

»Du steckst wirklich voller Überraschungen, Mutter.« Julian musterte sie bewundernd. »Erst ein Liquiditätsplan für den Hof, dann ein Investitionsprogramm für Morell Pharmaceuticals, und

das alles an einem Abend. Du wirst mein Finanzvorstand, was? Und auch meine Betriebsleiterin?»

»Nur bis ich ein besseres Angebot bekomme«, sagte Letitia. »Natürlich werde ich das, Julian. An mir ist eine echte Geschäftsfrau verloren gegangen, nur dass ich in der Wildnis von Wiltshire nie die Gelegenheit hatte, mich auf diesem Gebiet zu bewähren. Ich habe oft Verbesserungen und Investitionen für den Hof vorgeschlagen, aber auf dem Ohr waren James und dein Vater leider taub.«

»Ich werde auf dich hören, so oft es geht, in aufrichtiger Dankbarkeit. Und da wir schon so schön beisammen sind, Mutter, und ich mich brav von dir belehren lasse, willst du mir da nicht etwas erzählen? Etwas, das ich immer schon wissen wollte?«

»Ich habe keine Vorstellung, was du meinst«, sagte Letitia eine Spur zu munter.

»Doch, hast du. Die Zwillinge.«

»Was ist mit den Zwillingen?«

»Na ja, keine Ahnung. Ich weiß nur, dass mehr dahintersteckt. Ein Geheimnis.«

»Unsinn. Was für ein Geheimnis? Es war eine Frühgeburt, und sie sind gestorben. Mehr steckt nicht dahinter.« Über ihre Augen huschte ein Schatten, und ihr Kiefer spannte sich an. Julian beobachtete sie und spürte den Gefühlssturm in ihrem Innern.

»Bitte erzähle es mir, Mutter. Wenn es sich um etwas handelt, das auch mich betrifft, habe ich ein Recht darauf, es zu erfahren. Ich könnte es auch anders herausbekommen. James weiß offenbar etwas darüber.«

»Wieso?«, fragte Letitia scharf.

»Oh, er hat mal so etwas fallen lassen, kurz nach meiner Rückkehr: dass angeblich ein Geheimnis dahintersteckt und manche Leute sich immer noch das Maul darüber zerreißen. Über uns alle. Dann ist er verstummt und wollte nicht mehr verraten. Aber wenn du es mir nicht erzählst, werde ich ihm auf die Pelle rücken.«

Letitia sah ihn lange an. Schließlich seufzte sie und stand auf.

»Wohin gehst du?«

»Mir etwas Hochprozentiges holen«, sagte sie. »Und dir auch. Und dann erzähle ich es dir. Aber lass James in Frieden. Ich hatte keine Ahnung, dass die Gerüchte immer noch kursieren. Vermutlich hast du ein Recht darauf, alles zu erfahren, weil es dich tatsächlich betrifft. James hingegen nicht. Es wäre mir also lieber, wenn du nicht mit ihm darüber reden würdest. Versprichst du mir das, Julian?«

»Natürlich.«

Sie erzählte, und er hörte stumm zu. Danach saß er lange da, hielt ihre Hand und schaute ins Feuer, ihren Mut bewundernd und die menschliche Gabe, zu lieben und den Mund zu halten.

KAPITEL 2



London 1948-1951

Julian und Letitia Morell ließen sich mit freudiger Erleichterung in London nieder. Gierig stürzten sie sich in den Trubel der Großstadt und hatten beide das Gefühl, zum ersten Mal in einer ihnen angemessenen Umgebung zu leben. Sie kauften ein hübsches kleines Reihnhaus in der First Street, in der Nähe der Walton Street (»Ich kann Harrods riechen«, sagte Letitia zufrieden), mit vier winzigen Stockwerken. Die Preise hatten nach dem wechselhaften Nachkriegskurs soeben erst wieder angezogen, und sie erwarben es gerade noch rechtzeitig für nur zweitausend Pfund. Es hatte einen schäbigen, aber unverfälschten Charme.

Sie trieben ein paar hübsche Dinge auf – ein Bett mit Messingkopfteil für Letitia, die erklärte, so etwas habe sie sich immer schon gewünscht, ein kleines Sideboard im Stil von George Hepplewhite und ein zauberhaftes Zweiersofa für den Salon, alles aus den Verkäufen von Landhäusern. Als Nächstes begaben sie sich auf die Jagd nach Vorhängen und Stoffen. Letitia holte ihre alte Singer-Nähmaschine aus Maltings, zerschnitt die gewaltigen staubigen Brokatbahnen, die sie bei einem Sonderverkauf erstanden hatten, und passte sie an ihre neuen Salonfenster an.

Sie waren rundum glücklich. Es war das Jahr der königlichen Hochzeit, da Prinzessin Elisabeth ihren umwerfenden Prinz Philip heiraten wollte. London befand sich in Feierlaune, und die Leute setzten alles daran, ihr schönes altes Leben zurückzugewinnen. Julian und Letitia gingen zum Lunch aus, tätigten

Einkäufe und tratschten; sie gingen ins Theater, ins Kino, in Konzerte. Zugleich entdeckte Julian seine Liebe für Oldtimer und kaufte sich einen Wolseley Saloon aus Vorkriegszeiten. Wenn er sich in den tiefen, weichen Ledersitz sinken ließ und das gewaltige Lenkrad sah, war das für ihn, was für Letitia die First Street und Harrods waren: der Ort, an dem er glücklich sein konnte.

Sie luden Leute ein und wurden eingeladen, ein reizendes, wengleich etwas exzentrisches Paar, das einen großen Vorzug hatte: einen Junggesellen, den man nichtsdestotrotz überallhin einladen konnte. Keine Gastgeberin musste sich dem Vorwurf aussetzen, Julian Morell hinterherzulaufen, diesem so charmannten, attraktiven und erfreulich verfügbaren Mann, wenn man ihn, ohne sich zu kompromittieren, mit seiner Mutter zum Dinner einladen konnte. Zumal Mrs Morells Anmut, Witz und Schönheit jeder Tafel zur Zierde gereichten und ihre Gegenwart jungen Gästen niemals den Spaß verdarb.

In ihren frühen Londoner Tagen, bevor die Morells stadtbekannt wurden, erlaubten sich viele Gastgeberinnen den Spaß, ihren Gästen zu erzählen, dass sie einen bezaubernden Junggesellen zum Dinner eingeladen hätten, dass sie aber gezwungen gewesen seien, seine Mutter ebenfalls dazuzubitten – um sich dann an den Gesichtern ihrer Gäste zu weiden, vor allem an denen der Männer, die strahlten und keinen Hehl aus ihrer Bewunderung machten, wenn Letitia den Raum betrat. Ein anderes Spielchen, das Julian und Letitia bereitwillig mitmachten, bestand darin, die beiden als Mr und Mrs Morell vorzustellen und es dem Rest der Gesellschaft zu überlassen, sich über die genaue Natur ihrer Beziehung den Kopf zu zerbrechen. Wenn es um viel ging, weil etwa ein besonders hübsches Mädchen oder ein attraktiver Mann am Tisch saßen (denn Letitia genoss ihren neuen gesellschaftlichen Erfolg mindestens ebenso sehr wie Julian den seinen), zögerten die beiden die Sache bis zum zweiten oder dritten Gang hinaus, um dann genau im rechten Moment die Worte »meine Mutter«

oder »mein Sohn« fallen zu lassen und sich über die verschiedenen Formen von Amüsement, Freude und Irritation zu belustigen. Schwer zu sagen, was ihnen das größte Vergnügen bereitere.

Wenn Letitia an die langen, einsamen Jahre in Maltings zurückdachte, an die steifen Dinner mit ihren langweiligen Gesprächen über Vieh und Erträge, Land und Pferde, an die rotgesichtigen Männer, die im nüchternen Zustand stoffelig und im betrunkenen anzüglich waren, und an ihre treuen, kreischenden Ehefrauen, dann fragte sie sich, wie sie das nur so lange ertragen hatte. Sie war die geborene Klatschbase, aber ohne jede Boshaftigkeit. Letitia hatte einen wachen Blick und ein zärtliches Herz, und wo sie wahre Liebe oder echten Schmerz verspürte, erwies sie sich als gute Freundin – Vertraute, Verbündete und Ratgeberin in einer Person. Sie verschaffte Menschen Alibis, zerstreute Verdacht und gewährte im Notfall sogar Unterschlupf.

Ihr ging es absolut prächtig.

Für Julian galt dasselbe. Er war nun siebenundzwanzig und besaß diese verstörenden Eigenschaften, die einem in erotischen Dingen besonders bewanderten Mann zukamen – noch ein Vorzug über das gute Aussehen und die starke Anziehungskraft hinaus. Sobald er einen Raum betrat, gerieten Frauen in Verwirrung, verloren den Gesprächsfaden, schauten schnell in den Spiegel, strichen sich das Haar glatt. Während die Männer sich bedroht fühlten, innerlich schäumten, ihren Frauen scharfe Blicke zuwarfen, Julian aber gleichzeitig überschwänglich begrüßten und sich nach seiner Gesundheit und seinem Unternehmen erkundigten.

Ihr Misstrauen war mehr als begründet. Julian war ein versierter Ehebrecher und verführte seine Opfer mit einer gewissen Skrupellosigkeit. Dabei bevorzugte er verheiratete Frauen, nicht nur wegen ihrer größeren Erfahrung im Bett, sondern auch wegen der Aufregungen und Gefahren auf dem Weg dorthin.

Julians Herangehensweise war nicht einmal sonderlich ori-

ginell. Ihm war einfach bewusst, dass Frauen nach dem banalsten Gespräch mit ihm plötzlich sexuell erregt waren und nach einem an seiner Seite eingenommenen Dinner, einer Begegnung bei einer Cocktailparty oder einer Theaterpause ihre Ehemänner sofort zum Aufbruch drängten, um sich von ihnen erbarmungslos durchvögeln zu lassen (in der Tat, in der Anbahnungsphase seiner Affären hatten die Ehemänner mehr Grund, Julian dankbar zu sein, als sie es sich träumen lassen würden). Das erleichterte den Übergang vom Lunch zu langen Nachmittagen im Bett ganz ungemein. Er wusste genau, wie er Frauen verstören, aus dem Gleichgewicht bringen und in die Aufwallungen der Leidenschaft stürzen konnte. Lange bevor er seine Aufmerksamkeit ihren körperlichen Bedürfnissen zuwandte, redete er mit ihnen, ja, mehr als das: Er hörte zu, lachte über ihre Scherze, nahm ihre Sorgen ernst, ermutigte sie in ihren Gedankengängen. Er schickte Blumen mit bizarren Botschaften, erdreistete sich, sie anzurufen, immer eine Ausrede parat, sollte der Ehemann den Anruf entgegennehmen, überbrachte höchstpersönlich alberne Briefchen und kleine, aufmerksame Geschenke (die Aufnahme eines Lieds oder Musikstücks, das man gemeinsam gehört hatte, antiquarische Pillendosen mit Liebesbriefchen, Gedichtbände, in denen er besonders ergreifende Stellen angestrichen hatte) – alles Dinge, nach denen es den Frauen, die sich in den süßen Qualen einer verbotenen Affäre verzehren, sehnsüchtig verlangte und die ihnen die meisten Männer nicht gaben.

Er war ein brillanter Liebhaber, und zwar in demselben Sinn: Es war nicht nur seine Fähigkeit, Lust zu erregen, zu schüren, auf die Spitze zu treiben und den tränenseligsten und widerstrebendsten Frauen zu erschütternden Orgasmen zu verhelfen, sondern vielmehr seine Zärtlichkeit, Anerkennung und Geduld, die ihm ihre Dankbarkeit und Liebe eintrugen.

In seinen ersten sechs Monaten in London war das der Drahtseilakt, den er vollführte, von seinem Erfolg in einen permanen-

ten Rausch versetzt und nur vom Sicherheitsnetz seiner Durchtriebenheit geschützt.

Danach wurde er nicht nur vorsichtiger, sondern hatte auch mehr zu tun, da er sein Unternehmen ins Leben rief und seine Begabungen in konventionellere, fruchtbarere Bahnen lenkte. Es war der perfekte Zeitpunkt. Der Boom, den er vorhergesagt hatte, war endlich eingetreten, und im ganzen Land herrschte Optimismus. Investitionen waren nun zu vernünftigen Bedingungen möglich, und mit nichts konnte man mehr verdienen als mit Ideen.

Das Wichtigste für Julian war die Wiedergeburt der Mode. Das Royal College of Art gründete 1948 seinen Fachbereich Modedesign, mit einer ehemaligen Redakteurin der *Vogue* als Professorin. Die Menschen sprachen über Mode und Kleidungsstile, als hinge ihr Leben davon ab. Außerdem war es ein großes Geschäft. Diors New Look schlug wie eine Bombe ein. Es handelte sich nicht nur um eine Revolution der Mode, sondern um eine der Haltung. Nach sechs Jahren schlichter Röcke und eckiger Schultern waren hier nun Kleider, die den Körperformen folgten, die Taille betonten und mit herrlicher Extravaganz um die Knöchel schlangen. Die Frauen gierten förmlich danach. Scharenweise fuhren die Reichen nach Paris, während die Konfektionsbranche den Stil innerhalb weniger Tage kopiert hatte und der Nachfrage kaum Herr wurde.

Die Zeiten waren also ausgezeichnet, um sich ins Geschäft mit der Kosmetik zu stürzen.

Das Morell-Imperium trat in Form eines Hustenelixiers ins Leben. Es war ein ziemlich gewöhnliches Hustenelixier in drei Geschmacksrichtungen: Zitrone, Kirsche und Schwarze Johannisbeere. Es gab aber zwei bedeutende Verkaufsargumente: Zum einen schmeckte es gut, weshalb die Kinder es liebten. Zum anderen half es. Müde Kinder, denen es abends von ihren er-

schöpften Eltern verabreicht wurde, schliefen innerhalb von zehn Minuten ein; der Husten war verschwunden, der Rachen besänftigt. Das verdankten Eltern und Kinder der Formel eines alten Mannes, der in einem Hinterzimmer einer *pharmacie* bei Deauville arbeitete, und die Zeiten, da ein Trades Description Act Produzenten davon abhalten konnte, einfach irgendetwas zu behaupten, lagen noch in weiter Ferne.

Es konnte nicht die Rede davon sein, Geld für Werbung zu verschwenden, und die Etiketten, die von gelangweilten Hausfrauen in West Ealing, wo Morell Pharmaceuticals seinen Sitz hatte, auf die Fläschchen geklebt wurden, bestanden einfach aus rotem Papier. Sie wurden mit weißen Buchstaben bedruckt und trugen keinerlei Verzierung als die Bordüre aus ineinander verschlungenen Messlöffeln, dem zukünftigen Logo von Morell Pharmaceuticals.

Julian vertrieb das Produkt eigenhändig in den Apotheken und legte dazu weite Strecken mit seinem Wolseley Saloon zurück, den großen Kofferraum und den Beifahrersitz mit Proben vollgestopft. Die Apotheker, die es sonst nur mit unbedarften jungen Vertretern zu tun bekamen, waren entzückt von dem intelligenten, höflichen Mann, der etwas von Formeln verstand und jeder Bestellung nachkam, auch wenn das hieß, dass er persönlich über Nacht hunderte von Meilen fahren musste.

Die Mütter, die die beträchtliche Wirkung des Mittels selbst bezeugen konnten und in der Zeit vor Erfindung der Antibiotika oft mit Husten konfrontiert waren, empfahlen es ihren Freundinnen weiter und gingen schließlich dazu über, immer eine Flasche vorrätig zu haben – eine Empfehlung, die irgendwann auf dem Etikett erschien, Ergebnis einer der nächtlichen Lieferfahrten, auf denen Julian immer die besten Ideen kamen.

Der Weg, den Letitia und er eingeschlagen hatten, war durchaus heikel, denn das Kapital war aufgezehrt, und sie lebten von der Hand in den Mund. Die Zahlungsmoral der Apotheker war

nicht die beste, und es war nicht leicht, einen Kredit für Rohstoffe zu bekommen. Immerhin hatten sie ihr Fabrikgebäude bar bezahlt und auf das Haus in der First Street eine Hypothek aufgenommen, aber auch die konnten sie zwei Monate lang nicht bedienen. »Das ist doch absurd«, sagte Letitia eines Tages munter beim Frühstück und sah von einem Brief der Bausparkasse auf. »Da dinieren wir jeden Abend mit der besseren Gesellschaft Londons und verlieren gleichzeitig vielleicht das Dach über dem Kopf.«

Julian sah sie erschrocken an. »Was meinst du damit?«

»Was ich gesagt habe. Die Bausparkasse droht damit, uns das Haus wegzunehmen.«

»O Gott«, sagte er. »Was sollen wir nur tun?«

»Du tust gar nichts«, sagte Letitia bestimmt. »Du lieferst einfach die heutigen Bestellungen aus und drängst die Leute, ihre Rechnungen zu bezahlen. Die Finanzchefin bin schließlich ich, also werde ich zur Bank gehen.«

Und das tat sie. Julian erfuhr nie, was sie dort vortrug, aber er sah sie das Haus verlassen, eine kleine, farblose Gestalt in ihren ältesten Kleidern, ungeschminkt und einen großen Vorrat an spitzengesäumten Taschentüchern in der schäbigsten ihrer Handtaschen. Also wandte er sich wieder seinen Pflichten als Vertriebschef zu, mit dem beruhigenden Gefühl, dass die Zukunft des Unternehmens und das Heim seiner Gründer in den besten Händen waren.

Bevor sie abends ausgingen, um mit der Countess of Lincoln zu dinieren, stießen sie mit einem Gin Tonic ohne Gin auf ihren bescheiden erhöhten Überziehungskreditrahmen an. Letitia erklärte ihm, dass sie eine Verschnaufpause von genau zwei Monaten und einer Woche hätten, bevor sie wieder auf dem Trockenen säßen.

»Und jetzt gehe ich mich umziehen. Ich habe mir ein wunderschönes Kleid gekauft, außerdem ein Paar dieser fantastischen

Plateauschuhe, wie Prinzessin Margaret sie trägt. Du wirst Augen machen.«

»Mutter, wie kannst du nur Geld für neue Garderobe verschwenden, wenn wir uns nicht einmal Gin leisten können?«, fragte Julian lachend.

»Ach, mein Schatz, ich habe doch ein Konto bei Harrods. Die sind so grauenhaft geduldig, was die Begleichung meiner Rechnungen angeht, und wir können es uns einfach nicht leisten, in der Gegend herumzulaufen, als hätten wir kein Geld.«

»Mir ist schleierhaft, wieso du überhaupt für unser Unternehmen arbeitest«, sagte Julian. »Sicher könntest du auch Chairman – oder wie auch immer man eine Frau auf diesem Posten nennen würde – der Bank of England sein.«

»Oh«, erwiderte Letitia, »irgendwann werde ich das auch sein. Im Moment bin ich noch in der Lehre. Aber Julian, deine Aufgabe ist es jetzt, dir deine zahlungsunwilligen Kunden vorzuknöpfen. Wohltätigkeit können wir uns nicht leisten.«

Julian war seinen Kunden gegenüber nicht allzu nachsichtig, aber er konnte sich noch nicht dazu durchringen, Apothekern mit einer schlechten Zahlungsmoral die Lieferung zu verweigern. Trotzdem erwarb er mit der Zeit auch jenseits von Schlafzimmern einen gewissen Pragmatismus. Eine der ersten Bestellungen überhaupt hatte er von einem alten Mann namens Bill Gibson erhalten, der eine kleine Apotheke im Londoner Norden betrieb. Bill Gibson hatte ihm zwei Kisten von dem Hustenelixier abgenommen und sie auf der Stelle bezahlt; außerdem hatte er seine Freunde in der Branche davon überzeugt, dass sie Julians Produkt erwarben. Julian verdankte ihm viel, und das wusste er auch. Bill musste hart für das Überleben seiner Apotheke kämpfen, aber sie war seine einzige Verdienstquelle, da er keine Rentenansprüche besaß. Außerdem liebte er sie und war stolz auf sie, und seit dem Tod seiner Frau war sie das Einzige, was er noch hatte. Er lebte in

ständiger Panik, dass sein Vermieter merkte, was für einen Schatz er da besaß, und das Ladenlokal hinter seinem Rücken verkaufte.

Sechs Monate nach Unternehmensgründung hatte Julian es immer noch nicht geschafft, in eine der großen oder auch nur mittleren Apothekenketten hineinzukommen. Dabei war ihm klar, dass das nicht nur einen gewaltigen Unterschied für seine Barbestände und Auftragsbücher machen würde, sondern auch die ersehnte Möglichkeit wäre, in der Industrie Fuß zu fassen.

Eines Abends lernte er bei einem Dinner einen Mann namens Paul Learmount kennen, der in den Außenbezirken von London ein attraktives Geschäftsmodell verfolgte: Er erwarb zu günstigen Preisen heruntergekommene Gewerberäume und setzte Billig-Apotheken hinein. In der Gegend von Bill Gibsons Apotheke hatte er noch kein Ladenlokal gefunden, und so erkundigte er sich bei Julian, ob der zufällig so etwas kenne. Julian erklärte, dass er in der Tat von einem Laden wisse, auf den Pauls Beschreibung perfekt zutreffe, und dass er den Kontakt zum Vermieter vermitteln könne. Vier Wochen später wurde Bill Gibson gekündigt, und Julian erhielt einen großen Auftrag von Learmounts zentralem Einkaufsbüro.

Er lud Bill Gibson zum Lunch ein, stimmte in seine Wehklagen ein und reichte ihm einen Scheck über fünfzig Pfund, damit er sich über Wasser halten könne, »bis Sie wieder Fuß gefasst haben. Ich werde nie vergessen, was Sie für mich getan haben, Bill.« Bis zu seinem Tod redete Bill in höchsten Tönen von Julian Morell, der auch nie vergesse, ihm eine Weihnachtskarte zu schicken.

Innerhalb der nächsten drei Monate überstieg die Nachfrage das Angebot in einem fast beunruhigenden Ausmaß. Mehrfach konnte Julian Bestellungen nicht nachkommen, wodurch er fast einen entscheidenden Auftraggeber verlor. Ihm war klar, dass er sowohl Produktions- als auch Vertriebsmannschaft verdoppeln musste.

Das bedeutete, zwei Leute einstellen zu müssen: einen Vertreter, der die Landeshälfte abdeckte, die er nicht selbst bereisen konnte, und einen zweiten Pharmazeuten. Der ursprüngliche, ein lakonischer Schotte namens Jim MacDougall, arbeitete unermüdlich, auch rund um die Uhr, wenn nötig. Klaglos erfüllte er die stupide Aufgabe, mit höchst primitiven Gerätschaften bis zu fünfhundert Flaschen am Tag abzufüllen, und arbeitete in seiner Freizeit auch noch am zweiten Produkt von Morell Pharmaceuticals, einer Abführipille.

Die Assistentin, die Julian ihm zur Seite stellte, war eine junge, hübsche Kriegswitwe namens Susan Johns.

Corporal Brian Johns war eines späten Abends, als Julian noch auf dem Schloss in Frankreich lebte, mit dem Fallschirm über den Wäldern bei Lyon abgesetzt worden. Es gehörte zu Julians Aufgaben, ihn in Empfang zu nehmen, seine Verbringung zu einem Bauernhof in der Nähe zu organisieren und den Kontakt zu einem anderen Agenten herzustellen. Johns war erst zwanzig, fast zwei Jahre jünger als Julian, aber er war bereits verheiratet und hatte zwei kleine Töchter; außerdem war er ein brillanter Funker. Er hatte gefälschte Papiere im Gepäck, die in London für französische Agenten hergestellt worden waren.

Julian wartete an der Stelle, wo Johns landen würde. Die Nacht war schrecklich hell, aber man hatte den Absprung bereits dreimal verschoben und brauchte die gefälschten Papiere dringend. Glücklicherweise waren die deutschen Patrouillen fast die ganze Nacht über durch einen Bombenangriff südlich von Lyon abgelenkt, sodass außer Julian niemand mitbekam, wie sich Corporal Johns der Erde näherte. Damit war es mit dem Glück aber auch schon vorbei. Bei der Landung knallte er auf einen Felsen und brach sich beide Beine. Eine Weile war er bewusstlos. Als er unter Schmerzen zu sich kam, sah er in Julians Augen.

»Johns?«

»Ja.«

»Tut mir leid, aber ich muss das tun. Lebt Ihre Tante noch?«

»Ja, aber sie ist nach Nantes gezogen«, beantwortete Johns die Codefrage und fiel wieder in Ohnmacht.

Julian schaffte es, ihn zu dem eineinhalb Meilen entfernten Bauernhof zu bringen. In einem dreistündigen Albtraum trug und schleifte er ihn abwechselnd. Nie hatte er erlebt, dass jemand solche Schmerzen litt, und er selbst hatte noch nie eine solche Angst gehabt. In den Wäldern gab es viele Patrouillen, und ihm war klar, dass sie beide, wenn man sie aufgriff, im besten Fall der Tod erwartete. Johns war unfassbar tapfer, aber gelegentlich entfuhr ihm ein Stöhnen, und als Julian einmal in ein Kaninchenloch trat und ihn fallen ließ, schrie er laut auf. Danach lagen sie im Unterholz, stundenlang, wie es Julian schien, und schwitzten und lauschten und zitterten vor Angst. Julian betrachtete Johns' Gesicht, das vom Mond beschienen wurde, und sah die Tränen des Schmerzes und die blutige Lippe, in die der Mann in dem Versuch, sich zu beherrschen, die Zähne gebohrt hatte. Zum tausendsten Mal seit seiner Ankunft in Frankreich staunte Julian über die Macht des menschlichen Willens.

Ein weiteres Beispiel dafür fand er auf dem Hof, der bereits im Visier der Deutschen war. Ohne eine Sekunde zu zögern, nahm man Johns auf, versteckte ihn in der Scheune, flößte ihm eine Flasche Brandy ein und tat für seine zerschmetterten Beine, was man nur konnte. Zwei Tage lang lag Johns in der Scheune, und Julian blieb fast die ganze Zeit über bei ihm. Man schmiedete Pläne, wie man ihn vom Hof weg- und aus Frankreich herausschaffen konnte, auch wenn das viele Menschen in Gefahr bringen würde. Die Gestapo hatte den Hof in der vergangenen Woche bereits zweimal durchsucht, und jede friedliche Stunde ließ die nächste Durchsuchung näher rücken.

Die Schuldgefühle setzten Johns mindestens ebenso zu wie die Schmerzen. Julian, der beides nicht lindern konnte, ermutigte ihn

zum Reden und lauschte stundenlang den weitschweifigen Geschichten über Johns' Kindheit, die Ehe mit seiner Sandkastenliebe Susan und die Geburt der beiden Töchter. In den drei Jahren seit Beginn des Kriegs hatte er insgesamt nur sechs Wochen mit ihnen verbracht. Er gab Julian ihre Adresse und nahm ihm das Versprechen ab, sie aufzusuchen, »falls ich nicht zurückkehre«.

»Jetzt spinnen Sie nicht«, erwiderte Julian, »natürlich kommen Sie zurück. Noch ein, zwei Tage, und Sie werden in einem britischen Krankenhaus liegen und in den Genuss unbegrenzter Morphium-Reserven gelangen.«

»Sicher«, sagte Johns, aber Julian wusste, dass er ihm nicht glaubte. Eine Weile schwieg er, dann sagte er: »Wissen Sie, was ich mir am allermeisten wünsche, Sir?«

»Englisches Teegebäck?«, fragte Julian, obwohl er selbst wusste, wie unangemessen und zynisch die Bemerkung war.

»Das auch, Sir. Halten Sie mich ruhig für undankbar, aber ich bin sogar noch unbescheidener: Was ich gern hätte, ist eine Tasse Tee. Stark, mit viel Zucker. Könnten Sie die für mich besorgen? Ich wäre Ihnen sehr verbunden.«

»Natürlich.« Julian war erleichtert, sich nützlich machen zu können.

Als er zurückkam, wirkte Johns ruhig und gefasst, fast friedlich. »Geht's Ihnen besser?«, fragte Julian.

»Ja, Sir, in gewisser Weise schon. Sie sind so gut zu mir, Sir, das weiß ich wirklich zu würdigen.«

Er schaute Julian an, und Julian erwiderte seinen Blick, und beide sahen mit schrecklicher Klarheit, was der jeweils andere dachte.

»Ich glaube, ich würde gern ein bisschen schlafen«, sagte Johns plötzlich munter. »Vielleicht könnten Sie mich ein wenig allein lassen, wenn's recht ist, Sir.«

»Natürlich«, sagte Julian. »Kann ich noch etwas für Sie tun?«

»Ja, Sir. Mir meinen Rucksack holen. Darin befinden sich ein

paar Dinge, die ich gern durchgehen würde. Bilder von Susie und den Kleinen. Krimskrams. Würde Ihnen das etwas ausmachen? Das würde mir bei der Genesung helfen.«

»Natürlich nicht. Den Rucksack habe ich hinten in der Scheune versteckt. Ich bin gleich zurück.«

Er reichte ihn Johns. Ihm war klar, was sich darin befand und was Johns wirklich wollte, und Johns wusste, dass er das wusste. »Gute Nacht, Johns. Gott segne Sie.« Er war selbst überrascht, diese Worte aus seinem Mund zu hören, da er eine solche Phrase sonst nie benutzte. Aber sie klang nach Trost und Heimat, nach Kindheit und Glück, nach Sicherheit und Mut.

Johns lächelte. »Das hoffe ich, Sir.«

Julian hörte den Schuss, noch bevor er das Haus erreicht hatte. Er strauchelte, als habe man ihn selbst getroffen. Dann nahm er sich das Versprechen ab, dass er nach Kriegsende als Allererstes Susan Johns aufsuchen und ihr mitteilen würde, dass ihr Gatte der tapferste Mann in ganz Frankreich war.

Nach seiner Rückkehr war es gar nicht so leicht, sie zu finden. Die Straße, die Johns ihm genannt hatte, war dem Erdboden gleichgemacht worden. Aber er trieb sie schließlich in Acton auf, wo sie mit den beiden Mädchen wohnte und in einer Seifenfabrik Schichtdienst leistete. Danach hielt er engen Kontakt mit ihr, da er sie mochte. Sie war hübsch, unglaublich tapfer und ziemlich klug. Als er ihr zum ersten Mal begegnete, war sie zutiefst niedergeschlagen, was er darauf zurückführte, dass sie mit einer unsäglichen Mutter zusammenleben und den Tod ihres Ehemannes, von dem sie kaum etwas gehabt hatte, verkraften musste. Er lud sie zum Tee ins Lyon's Corner House ein, wo sie Unmengen in sich hineinschaufelte (»das würden Sie auch tun«, sagte sie, als er sie darauf ansprach, »wenn Sie sonst nur den Fraß meiner Mutter vorgesetzt bekämen – einhundertheins Weisen, mit Eipulver zu kochen, und alles schmeckt gleich«), und ermunterte sie,

über ihr Leben, ihre beiden Töchter und die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage zu sprechen. Er erkundigte sich auch, was sie gern getan hätte, wenn alles anders gekommen wäre, und erfuhr zu seiner Überraschung, dass es nicht ein Leben in häuslicher Harmonie mit ihrem Brian, sondern die Arbeit als Apothekerin war.

»In der Schule habe ich Chemie geliebt. Es hat mir immer gefallen, mit all diesen Flaschen herumzuhantieren und Medikamente zusammenzumischen.«

»Warum versuchen Sie dann nicht, das jetzt zu tun?«, erkundigte er sich, während er mit einer Mischung aus Bewunderung und Amusement zusah, wie sie Marmelade auf ihren vierten getoasteten Teekuchen strich.

»Weil ich keine Lust auf das Theater habe«, erklärte sie. »Mum würde ständig lamentieren, dass ich doch eine absolut ehrenwerte Stelle habe, warum ich das denn ändern wolle. Aber gefallen würde es mir schon. Könnte ich bitte eins dieser Cremetörtchen bekommen?«

»Natürlich. Aber eines verspreche ich Ihnen, Mrs Johns: Vielleicht werde ich irgendwann die richtige Stelle für Sie haben, wenn es mit meinem Unternehmen klappt. Dann biete ich Ihnen unermessliche Reichtümer, damit Sie die Stelle annehmen.«

»Ach ja?« Sie grinste und vergaß sogar kurz auszuwählen, welches der vier Törtchen vor ihrer Nase mit der meisten Marmelade bestrichen war. »Sie Scherzkeks.«

Julian war überrascht, wie sehr ihn das verletzte. »Ich meine es ernst. Warten Sie nur ab.«

»Gut. Ich nehme den Donut, bitte.«

Er reiste also mit einer gewissen Genugtuung an, fast geneigt, ihr seine damaligen Worte unter die Nase zu reiben, als er sie ins Kardomah einlud und ihr die Stelle als Laborassistentin bei Morell Pharmaceuticals anbot. Sollte er Dankbarkeit und Bewunderung erwartet haben, wurde er enttäuscht.

»Danke für das Angebot« – sie strich Honig auf den Teekuchen und kippte die halbe Zuckerdose in ihren Tee –, »aber ich glaube nicht, dass ich das annehmen kann.«

»Natürlich können Sie das. Die Arbeit ist nicht schwer und wesentlich interessanter, als Seife in Schachteln zu packen.«

»In Kisten«, korrigierte ihn Susan. »Und ich meinte auch nicht, dass sie zu schwer für mich ist. Natürlich könnte ich das, und es würde mir vermutlich gefallen. Aber wie soll ich denn jeden Tag hinkommen? Und woher soll ich wissen, dass Sie nicht pleitegehen und ich dann ohne Arbeit dastehe? Und was soll ich Mum erzählen? Ihr würde das gar nicht passen.«

»Sagen Sie Ihrer Mum, dass ja nicht sie die Stelle antreten soll«, erwiderte Julian und war freudig überrascht, als sie lachte. »Mit dem Bus ist es gar nicht so weit, und gelegentlich kann ich Sie auch mitnehmen. Dass ich nicht pleitegehe, kann ich natürlich nicht garantieren, aber wenn Sie sich für mich ins Zeug legen, sinkt die Wahrscheinlichkeit deutlich. Nun kommen Sie schon, Susan, eine solche Gelegenheit erhält man nicht alle Tage! Wer weiß, am Ende werden Sie vielleicht noch Geschäftsführerin von Morell Pharmaceuticals.«

»Und Schweine können fliegen«, sagte Susan. »Mädchen werden keine Geschäftsführer, Mr Morell.«

»Da irren Sie sich möglicherweise. Ich glaube an die Frauen. Das ist eine beeindruckende Spezies.«

»Darauf würde ich wetten – zwischen den Bettlaken.«

»Nein, Susan.« Julian spürte Wut in sich aufsteigen und warf sein Haar zurück. »Das ist ungerecht. Wenn ich denken würde, dass Frauen nur zum Sex taugen, würde ich Ihnen doch keine Stelle anbieten, oder? Dann würde ich Sie zu verführen versuchen.«

Susan sah ihm direkt in die Augen. »Sie würden sich nicht die Mühe machen, mich zu verführen. Mädchen wie ich passen nicht in Ihre Welt.«

»Susan«, erwiderte Julian, »ich würde mir sehr wohl Mühe geben, Sie zu verführen. Ich finde Sie zauberhaft. Und tapfer, hübsch und klug. Aber ich möchte Sie nicht beleidigen, das ist der Punkt. Ich möchte, dass Sie etwas Wichtigeres tun, als mit mir ins Bett zu gehen. Ich möchte, dass Sie für mich arbeiten. Wie kann ich Sie nur davon überzeugen?«

Unvermittelt lächelte Susan. »Das haben Sie soeben getan. Und danke, das ist das Netteste, was je ein Mensch zu mir gesagt hat. Von Brians Heiratsantrag vielleicht mal abgesehen. In Ordnung, lassen Sie uns über das Geschäftliche reden.«

»Heißt das, Sie arbeiten für mich?«

»Weiß ich nicht. Was werden Sie mir bezahlen?«

»Vier Pfund die Woche.«

»Nicht genug.«

Julian war beeindruckt. »Das ist aber der Marktpreis.«

»Ja, aber ich gehe ein Risiko ein.«

»In Ordnung. Fünf Pfund. Aber das ist verdammt viel, und ich verlange, dass Sie es sich verdienen.«

»Das werde ich schon tun, keine Sorge.« Eine Weile schwieg sie und dachte nach. »Gut, ich würde sehr gern für Sie arbeiten. Danke. Wann soll ich anfangen?«

»Montag in einer Woche. Dann haben Sie genügend Zeit zu kündigen. Wirklich, Susan, Sie haben die richtige Entscheidung getroffen. Sollen wir auf unsere Zusammenarbeit anstoßen?«

»Nicht mit Alkohol. Mir ist zuwider, was er mit den Menschen macht. Lassen Sie uns bei Tee bleiben.«

»Gut.« Julian hob lächelnd seine Tasse. »Auf Sie. Und auf mich. Und auf Morell Pharmaceuticals.«

Susan stieß ihre Tasse an seine. »Prost. Und danke. Vor allem für den Satz, dass es Ihnen wichtiger ist, mit mir zusammenzuarbeiten, als mit mir ins Bett zu gehen. Das ist wirklich nett.«

»Keine Ursache«, sagte Julian überrascht, weil sie sich über etwas freute, das man auch als fragwürdiges Kompliment verste-

hen könnte. »Ich verspreche Ihnen, Mrs Johns, dass ich unsere Beziehung immer auf diese Basis gründen werde.«

Er fragte sich, ob er dieses Versprechen eines Tages noch be-reuen würde.

Susan Johns erwies sich als mittelmäßig begabte Chemikerin und brillante Verwalterin. Von dem Tag an, da sie das Labor betrat, hielt Ordnung Einzug. Jim MacDougall, der in Panik geraten war, weil Julian Morell eine Frau eingestellt hatte, eine so junge zumal, räumte nach der ersten Woche widerwillig ein, dass sie ihre Vorzüge hatte. Nach der zweiten Woche war er bereits voll-kommen abhängig von ihr, was er bereitwillig eingestand.

»Das Mädchen ist eine Perle«, schwärmte er. »Sie hat unser ge-samtes Lager inventarisiert, weiß, was nachbestellt werden muss, hat ein neues Ordnungssystem eingeführt und betreibt eine dop-pelte Rechnungsführung, nach Produkt und nach Vertriebs-stelle – das System hat sie übrigens mit Ihrer Mutter erarbeitet. Sie hat einen klaren Sinn für Prioritäten und arbeitet unglaublich hart. Nicht einmal eine Mittagspause macht sie.«

»Wie vorbildlich«, lachte Julian. »Hat sie denn gar kein Laster? Halten Sie es vielleicht für möglich, dass sie sich mit der Teekasse aus dem Staub macht oder ganze Kisten unseres Elixiers hinaus-schmuggelt, um es auf dem Schwarzmarkt zu verschern?«

»O doch, natürlich hat sie ihre Macken«, sagte Jim. »Sie schaut genau auf die Uhr, was ich absolut nicht ausstehen kann. Punkt fünf lässt sie den Griffel fallen, egal was noch anliegt.«

»Sie muss die Kinder von der Tagesmutter abholen«, sagte Julian. »Aber ich möchte noch etwas anderes mit Ihnen bespre-chen, Jim. Wie geht es mit der Abführpille voran?«

»Gut. Sehr gut. Der Prototyp ist fertig, und in ein, zwei Mo-naten können wir vermutlich damit beginnen, sie an die Apothe-ken zu verkaufen.«

»Und wie sieht es mit der Verpackung aus? Werden die

Schachteln ihren Zweck erfüllen, oder sollten wir sie lieber in Flaschen abfüllen?»

»Nun, Flaschen sind sicherer, und die Tabletten halten sich länger. Aber sie kosten auch das Doppelte.«

»Wir stecken schon bis zum Hals in Schulden. Können wir nicht diesen elenden Weibern, die das Zeug verpacken, weniger zahlen?»

»Nein, das können wir ganz und gar nicht«, mischte sich Susan ein, die zurückgekommen war, um ein paar Auftragsbücher zu holen, die sie abends durchgehen wollte. Das hatte sie Jim versprochen, der sie vorher nicht bei der Hand gehabt hatte. Nun stand sie da, ein Kind auf dem Arm, eines hinter sich herschleifend, alle drei sichtlich übermüdet.

»Susan«, sagte Julian, »was um Himmels willen tun Sie hier um diese Zeit und dann noch mit den Kindern? Es ist fast sieben!«

»Ich weiß. Eigentlich wollte ich es morgen machen, aber dann dachte ich, dass die Aufträge zu wichtig sind. Mum ist heute Abend nicht da, daher werde ich meine Ruhe haben.«

»Sind Sie etwa den ganzen Weg von Acton zurückgekommen?»

»Klar, und ich bin heilfroh, dass ich hier bin, sonst hätte ich nicht mitbekommen, wie Sie beide die armen alten Damen um ihr Geld bringen wollen.«

»Das ist doch albern, Susan«, sagte Julian verärgert, »niemand will irgendjemanden um etwas bringen.«

»Aber Sie haben es ins Spiel gebracht.«

»Überhaupt nicht. Ich habe nur einen Versuch unternommen, die Geschäfte effizienter zu gestalten. Susan, das geht Sie wirklich nichts an. In die Lohnverhandlungen sollten Sie sich nicht einmischen. Davon verstehen Sie nichts.«

Susan musterte ihn verächtlich. »Lügen Sie mich nicht an, Mr Morell. Und beleidigen Sie mich nicht. Ich habe sehr wohl verstanden und finde es verwerflich. Da hocken Sie nun, Sie und

Ihre Mutter, in Ihrem zauberhaften kleinen Haus in Ihrer vornehmen kleinen Straße, fahren in Ihrem schicken Wagen umher und beklagen sich, dass es keinen anständigen Champagner gibt und Harrods vor neun Uhr nicht liefert – und wollen ein paar Frauen die Chance rauben, ihren Kindern neue Schuhe zu kaufen, bevor die alten komplett auseinanderfallen? Einige der elenden Weiber, wie Sie diese Frauen zu nennen beliebten, haben seit Monaten nichts Anständiges gegessen. Manche haben zwei Stellen und füllen nicht nur tagsüber Ihre beschissenen Flaschen, sondern gehen zusätzlich nachts noch in irgendwelchen Fabriken putzen, um die Miete bezahlen zu können. Manche haben drei Kinder, aber keinen Mann, weil er entweder gefallen ist oder in der Zeit seiner Abwesenheit ein anderes Mädchen kennengelernt hat, während die dumme treue Ehefrau daheim auf das Baby aufgepasst und sich für die Rückkehr des Helden aufgespart hat. Tun Sie mir einen Gefallen, Mr Morell, und verschaffen Sie sich mal ein Bild vom wahren Leben. Versuchen Sie doch mal, auch nur von einem Viertel oder Achtel Ihrer üblichen Ausgaben zu leben – Sie würden nicht einen einzigen Tag überstehen. Komm, Jenny, wir gehen.«

Sie drehte sich um und verschwand. Julian sah ihr entgeistert nach, dann wandte er sich Jim zu, in dessen Miene sich Bewunderung und Angst spiegelten. »Was soll ich denn nun mit ihr tun? Sie feuern?«

»Ich fürchte, dass Sie nicht die Gelegenheit dazu bekommen«, sagte Jim. »Ihr Problem wird eher sein, sie zum Bleiben zu bewegen.«

»Ich will gar nicht, dass sie bleibt«, sagte Julian finster. »Wie kann sie es wagen, so mit mir zu sprechen?«

»Das Mädchen hat Mut«, sagte Jim. »Außerdem hat sie recht. Manche dieser Frauen führen ein elendes Leben, und Sie haben nicht die leiseste Ahnung, was das bedeutet.«

»Ach, Unsinn«, sagte Julian matt. »Wer hat ihnen denn Arbeit

gegeben? Wer hat alles riskiert, um das Unternehmen auf die Beine zu stellen? Wer arbeitet die Nächte durch, wenn es nötig ist? Vielleicht könnte man Leuten wie mir mal die gebotene Anerkennung zuteilwerden lassen.«

»Warum?«, fragte Jim. »Sie genießen Ihre Arbeit doch, jeden einzelnen beschissenen Moment. Und wenn Sie ein Fünkchen Verstand haben, gehen Sie jetzt dem Mädchen hinterher und entschuldigen sich. Sonst werden Sie zwei der besten Leute verlieren, die Ihr Unternehmen hat.«

Julians Wagen stand bereits vor dem heruntergekommenen Häuschen in Acton, als Susan eine Stunde später abgekämpft mit den Kindern dort ankam. Er stieg aus und ging ihr entgegen.

»Verschwinden Sie.«

»Hören Sie«, sagte Julian, »ich bin gekommen, um mich zu entschuldigen. Es tut mir leid, dass ich Sie beleidigt habe. Es besteht kein Grund, so abweisend zu sein.«

»Es besteht aller Grund dafür. Ich möchte nicht mit Ihnen reden.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nichts mehr mit Ihnen zu tun haben will. Ich hätte mich gar nicht auf die Sache einlassen sollen. Leute wie Sie sind mir zuwider, und daran wird sich auch nichts ändern. Also verschwinden Sie und lassen Sie mich in Ruhe. Und bezahlen Sie mich für die Arbeit, die ich diese Woche geleistet habe.«

»Susan«, sagte Julian, der selbst überrascht war, wie viel Geduld er aufbrachte, »Leute wie ich, wie Sie es zu nennen beliebigen, geben Ihnen die Chance Ihres Lebens. Damit Sie aus dieser elenden Hütte herauskommen und etwas aus sich machen können.«

»Nennen Sie mein Haus nicht elende Hütte.«

»Es ist nicht Ihr Haus, und es ist eine elende Hütte. Wenn Sie für mich arbeiten, können Sie sich ein eigenes Haus kaufen und auch noch viele andere Dinge. Sie haben einen Beruf und ein

eigenständiges Leben, auf das Sie stolz sein können. Denken Sie an Jenny und Sheila. Eine gute Ausbildung.«

»Wenn Sie damit andeuten wollen, dass ich sie auf eine verdammte Privatschule schicken soll, vergessen Sie es. Ich will nicht, dass sie mit dieser Sorte Kinder in Kontakt kommen.«

»Das wollte ich doch gar nicht sagen«, erwiderte Julian, erleichtert, dass ihre Empörung abklang. »Aber Sie könnten in einer Gegend wohnen, wo die Schulen besser sind. Sie könnten ihnen Bücher kaufen. Und sie irgendwann ins Ausland schicken. Die beiden können selbst entscheiden, was sie aus ihrem Leben machen. Außerdem«, fügte er gerissen hinzu, »könnten Sie ihnen zeigen, wozu Frauen fähig sind. Aus eigener Kraft. Die beiden werden stolz auf Sie sein und sich ein Beispiel an Ihnen nehmen.«

Susan musste gegen ihren Willen lächeln. »Sie sind ein schlauer Hund. In Ordnung, ich bleibe. Aber nur, wenn Sie den Lohn dieser Frauen erhöhen.«

Julian seufzte. »Abgemacht. Ich hätte allerdings nicht damit gerechnet, mich schon in der Phase der Unternehmensgründung mit einer Gewerkschaft konfrontiert zu sehen.«

»Sie hatten halt nicht mit mir gerechnet. Möchten Sie hereinkommen und eine Tasse Tee trinken?«

»Nein danke, ich ...« Eigentlich hatte er sagen wollen, dass er essen gehe, unterbrach sich dann aber. »Ich fahre lieber heim. Es ist schon spät, und ich muss früh raus. Schönen Abend, Susan. Bis morgen.«

»Schönen Abend. Und ...«

»Ja?«

»Na ja, danke. Tut mir leid, dass ich so grob war.«

»Ist schon in Ordnung. Und jetzt bringen Sie besser die Kinder ins Bett.«

Auf der Rückfahrt war er sonderbar aufgewühlt. Aber erst, als er ins Bett sank, nach einem ausgezeichneten Dinner mit Letitia

und einem alten Schulfreund, wurde ihm bewusst, dass die starke Empörung, die Susan in ihm ausgelöst hatte, noch mit einem anderen Gefühl aufgeladen war: sexuellem Verlangen.

Morell's Verdauungsmittel, wie Julian die Pille schließlich nannte, war ein gewaltiger Erfolg. Alle Apotheker, die bereits das Hustenelixier vertrieben, empfahlen es ihren Kunden und bestellten bald nach. Innerhalb weniger Wochen hatten sich die Aufträge vervierfacht. Julian konnte die Auslieferung nicht mehr allein bewältigen und stellte zwei neue Vertreter ein. Auch Jim und Susan kamen mit der Produktion und der Beaufsichtigung von Abfüllung und Verpackung nicht hinterher. Das Unternehmen erwarb ein zweites Gebäude in Ealing, doppelt so groß wie das erste, und investierte einen ganzen Jahresgewinn in Bauarbeiter und Laborausstatter, die doppelte Schichten fuhren, um es innerhalb eines Monats zum Laufen zu bringen. Über die Hälfte der Frauen, die selbstständig für das Unternehmen arbeiteten, wurden in Vollzeit in der neuen Fabrik angestellt, und am Ende des ersten Jahres wurde Susan Johns zur Verwalterin ernannt. Fortan arbeitete sie nicht länger im Labor, und Jim bekam zwei neue Assistenten, die auf Hochtouren an Forschung und Produktion arbeiteten.

Susans eigentliche Begabung lag ohnehin in der Verwaltung, und Letitia und sie bildeten ein ausgezeichnetes Team. Letitia fand Susan nicht nur interessant, sondern auch herausfordernd, mit ihrem messerscharfen Verstand, ihrer Bereitschaft zu harter Arbeit und ihrer ungewöhnlichen Fähigkeit, auch anderen Menschen eine solche Hingabe abzuverlangen. Außerdem mochte Letitia sie; ihre Ehrlichkeit, ihren Mut und ihre strikte Weigerung, irgendetwas unhinterfragt hinzunehmen, fand sie faszinierend, und zu ihrer Überraschung musste sie feststellen, dass es sie eher amüsierte, wenn Susan mit einer leisen Verachtung auf Julian hinabschaute. Ihr gegenüber legte Susan nichts davon an den Tag. Susan mochte Letitia ebenfalls sehr und stellte verblüfft

fest, dass sie ihren Snobismus amüsant fand. Vermutlich, weil er so unverhohlen auftrat. »Sie ist wenigstens ehrlich«, erklärte sie Julian, als er sie einmal damit aufzog, »und nicht so scheinheilig. Sie rennt nicht in der Gegend herum und bevormundet die Leute, tut aber so, als seien alle gleich, obwohl sie das Gegenteil denkt. Das ist vollkommen in Ordnung. Sie hat ein Recht auf eine eigene Meinung.« Julian lachte und erklärte, sie sei selbst scheinheilig, was Susan aber nicht weiter störte. Letitia war eine Heldin für sie. Susan bewunderte sie für ihren Verstand, ihren Mut und ihren Sinn für Humor; immer wieder staunte sie, wie viele frische Ideen Letitia in das Unternehmen einbrachte. Letitia war fasziniert vom neuen Finanzsystem. Stundenlang studierte sie die Berichte neuer großer Unternehmen und aß mit Analysten und Buchhaltern zu Mittag. Außerdem verging kaum eine Woche, in der sie nicht irgendeine raffinierte buchhalterische Neuerung einführte. Julian trieb es fast auf die Palme, dass ständig etwas umgestellt und auf den neuesten Stand gebracht werden musste.

Anfang 1950 war Morell Pharmaceuticals hinlänglich expandiert, dass Julian meinte, eine neue Phase einläuten zu können.

Während des ersten Booms der Immobilienpreise hatte er beide Fabriken zu einem so hohen Betrag verkauft, dass er ein Gebäude in einem kleinen Gewerbegebiet bei Hounslow erwerben konnte. Dort brachte er zwei Labors, eine Abfüllanlage, ein Lager und die Büros unter. Mittlerweile gehörten bereits vier Vertreter zum Mitarbeiterstab.

Die Produktpalette war um sechs schlichte, aber wirksame Mittel erweitert worden, darunter eine antiseptische Wundlotion, die ein mildes, an der Oberfläche wirkendes Betäubungsmittel enthielt und daher weniger brannte als andere Produkte, wenn man sie auf einen aufgeschürften Ellbogen oder ein kaputtes Knie tupfte. Die Apotheker bombardierten Morell Pharmaceuti-

cals mit Bestellungen, und tatsächlich hatte Julian innerhalb der pharmazeutischen Industrie eine solche Position erreicht, dass er von der Apothekenkette Boots the Chemist angesprochen wurde, statt sich in die Schlange derer einreihen zu müssen, die geduldig auf einen Termin dort warteten.

Stets hielt er aber an dem Grundsatz fest, wissen zu wollen, worüber er redete, und das verlangte er auch von seinen Vertretern. Damit erwarb er sich nicht nur den Respekt der Branche und einen beachtlichen Kundenstamm, sondern hatte auch immer im Blick, was in anderen Unternehmen geschah. Ein paar seiner besten Ideen verdankte er seinem Grundsatz. Die beiläufige Bemerkung eines Apothekers, dass ein Kunde den sehnlichen Wunsch geäußert habe, es gäbe eine Zahnpasta, die Kindern das Zähneputzen versüße – und schon kam ein Produkt wie Morell's Zahnpasta mit Erdbeergeschmack auf den Markt. Eine andere Bemerkung, dass die handelsüblichen Abführmittel so scheußlich schmeckten, veranlasste Morell Pharmaceuticals zur Entwicklung eines Abführtees, dem »wohltuenden Weg zu einer normalen Verdauung«.

Julian war seiner patentierten Medikamente allerdings inzwischen überdrüssig und wollte sich endlich auf das Gebiet stürzen, das ihn von Beginn an begeistert hatte: die Kosmetik. Und der Markt war dafür durchaus bereit. Seit einiger Zeit wurde ein ziemliches Gewese darum gemacht, was Frauen auf Gesicht und Körper auftrugen. Während des Kriegs waren die Kosmetiktäschchen der Frauen höchst dürftig ausgestattet – Kompaktpuder, ein Lippenstift und vielleicht noch ausgetrocknete Wimperntusche, die man mit Spucke erst wieder anfeuchten musste –, doch nun wurde das Make-up komplexer. Die Grundierung war dicker und orientierte sich weniger am Teint; Rouge wurde kunstvoller aufgetragen; Lippenstifte waren nicht nur rot oder rosa, sondern konnten alle möglichen Schattierungen aufweisen, Korallenrot,

Purpurrot, Violett. Im Zentrum von allem standen die Augen; beliebt war vor allem jener dramatisch rehägige Blick, wie ihn die *Vogue* propagierte. Gleichzeitig begann man, sich mit den mystischen Tiefen der Hautpflege zu beschäftigen. Die Frauen gierten danach (wie Miss Arden so unvergesslich erklärte), ihre Haut zu reinigen, zu tonen und zu nähren; sie pflegten sie nun tagsüber und nachts mit verschiedenen Cremes und entspannten sie mithilfe von Gesichtsmasken, um ihre Jugend zu bewahren.

Julians Verständnis für Frauen, ihre Wünsche und die Dinge, die sie zu glauben bereit waren, erwies sich nun als überaus nützlich. Er war davon überzeugt, dass Frauen keine größere Sehnsucht hatten, als begehrt zu werden. Das sei noch wichtiger als der Wunsch, für schön oder klug gehalten zu werden. Diese Qualität sollte man nicht unter Wert verkaufen. Je erlesener und luxuriöser eine Creme oder ein Parfüm sei, desto erlesener und luxuriöser sei auch seine Trägerin. Das andere Geheimnis der Kosmetik bestehe darin, so Julian, dass jede Frau eine persönliche Beziehung zu den Produkten habe. Eine Creme, ein Duft, eine Farbe beeinflusse, wie subtil auch immer, die Aura einer Frau, ihr Sexappeal. Keine Farbe, kein Parfüm wirke an zwei verschiedenen Frauen vollkommen gleich.

Julian ging verwegen an seine erste Juliana-Reihe heran. Ihm war klar, wenn er ganz groß herauskommen wollte, durfte er nicht so bescheiden beginnen wie mit seinen Medikamenten. Die Produktreihe musste Persönlichkeit haben und mit gehörigem Tamtam eingeführt werden. Es brauchte zunächst nicht viele Artikel, aber eine Werbekampagne war unabdingbar. Wie sonst sollten die Frauen erfahren, dass es die Reihe gab?

Die Produktpalette zu bestimmen war das geringste Problem. Er wusste genau, was er wollte: eine teure Hautpflegeserie, moderne Farben und einen Duft, der nicht nur individuell und raffiniert war, sondern auch langanhaltend. Alle versuchten ihm die Idee mit dem Parfüm auszureden; die einzig prestigeträchtigen

Parfüms kämen aus Frankreich, und er würde nur Zeit und Geld verschwenden, wenn er einen englischen Duft zu lancieren versuchte. »Er wird auch nicht englisch, sondern französisch sein«, erwiderte Julian. »Und die Reihe verlangt nach einem Parfüm.«

Um all diese Dinge zu kreieren, stellte Julian einen brillanten Chemiker namens Adam Sarsted ein. Gemeinsam schufen sie Juliana, und zwar nicht nur die Produkte, sondern auch die Idee dahinter, geboren aus einer beiläufigen Bemerkung von Sarsted.

»Gütiger Himmel«, sagte Adam Sarsted eines Abends im Labor, nachdem Julian und er sich mit großem Ernst gehaltvolle Hautcremes und Masken ins Gesicht geschmiert hatten und nun das Ergebnis begutachteten. »Was für ein Aufwand, und das nur für ein paar Frauen, die keine anderen Probleme haben als ihr Gesicht und die ihren Lebensinhalt darin sehen, das Geld ihrer Männer zu verschwenden.«

»O Gott, Adam, das ist es!«, rief Julian und wandte sich vom Spiegel ab, die eine Gesichtshälfte mit einer Pflege auf Pfirsichkernbasis, die andere mit einer Gurkenmaske vollgekleistert. »Fantastisch! Ich dachte schon, ich komme nie drauf. Sie sind ein Genie. Wunderbar. Danke.«

»Wofür denn?«

»Für die absolut einzigartige Idee, auf die ich immer gewartet habe. Das Verkaufsargument einer groß angelegten Kampagne. Das haben Sie mir soeben geliefert.«

»Aha.«

»Ja. Begreifen Sie denn nicht, Sie haben es doch gerade selbst gesagt? Wofür Juliana steht, ist essenziell für die Frauen. Sie werden es haben *müssen*, werden nicht ohne leben können. Gott, wie genial!«

»Bekomme ich nun eine Gehaltserhöhung?«, fragte Adam.

»Von wegen! Aber ich lade Sie zum Essen ein. Und dann stoßen wir auf Ihre Idee an.« Er zog seinen Mantel an und hielt Adam den seinen hin. »Ich lade Sie ins Savoy ein.«

Adam grinste. »Der Vorschlag gefällt mir. Allerdings würde ich sagen, dass wir vielleicht einen besseren Tisch bekommen, wenn wir uns erst die Pffirsichkernessenz aus dem Gesicht wischen. Und vielleicht auch Mauve Madness von den Lidern.«

Julians größte Schwierigkeit bestand darin, Juliana in den Geschäften unterzubringen. Im Vergleich dazu wirkte der Rest fast leicht. Er trieb das Geld für die Reihe auf, brachte Adams gelegentlich etwas chaotische Formeln in eine perfekt abgestimmte Produktlinie mit Reinigungsotionen und Feuchtigkeitscremes, Tonikums und Masken und erdachte mithilfe eines brillanten Werbeteams eine Kampagne, die seine Idee einer essenziellen Kosmetik in einen Klassiker der Kosmetikwerbung goss. Unter dem Slogan »Die nackte Wahrheit« präsentierte sie eine Reihe von Fotos von einem zarten, ungeschminkten Gesicht mit sanfter, seidiger Haut und suggerierte, dass mithilfe der Juliana-Produkte jedes Gesicht so hübsch sein könne. Die Anzeigen erschienen doppelseitig in allen großen Zeitschriften, außerdem auf Plakaten in allen größeren Städten und ließen die kunstvoll gestylten Models anderer Marken überschminkt und billig aussehen. Als Farbe für die Verpackung wählte Julian, gegen den Rat seiner Werbeexperten, Dunkelgrau und Weiß; das sei zu klinisch, sagten sie, und nicht weiblich genug. Aber gegen die blassen Cremefarben, das Gold und das Rosa der Konkurrenz, deren Produkte auf dem fingierten Ladentisch in seinem Büro standen, wirkte Juliana modern, teuer und schick. Die Werbeleute mussten zugeben, dass sie falschgelegen hatten.

Das Parfüm, das Julian einfach *Je* nannte – Ich –, war ein Bombenerfolg. Adam Sarsted war nach Grasse gegangen und hatte in wochenlanger Zusammenarbeit mit Rudolph Grozinski, einer der großen »Nasen« seiner Generation, einen schweren, warmen, moschusartigen Duft kreiert. Er strahlte Sex aus. »*Je*«, hieß es unter dem Foto einer Frau in einem seidenen Morgenmantel, die sich von ihrem Ankleidetisch umdrehte und mit einer unmiss-

verständlichen Botschaft in die Kamera schaute, »für die Französin in dir«.

Als es lanciert wurde, wollten neunzig Prozent der befragten Frauen wissen, wo man es erwerben könne.

Genau das war das Problem. Wer in London Erfolg haben wollte, musste bei Harrods, Harvey Nichols und Selfridges vertreten sein. Ein Neuling, der meinte, er könne die Einkäufer dieser Kaufhäuser davon überzeugen, einen beträchtlichen Teil ihrer kostbaren Ausstellungsfläche für ihn zu räumen, erinnerte an einen Ballettstudenten, der sich eine Rolle in Covent Garden erhoffte.

Julian wusste, dass er es trotzdem versuchen musste. Sein erster Vorzug war, dass seine Beute, mit sehr wenigen Ausnahmen, Frauen waren. Sein zweiter, dass er einen Spielerinstinkt hatte. Er führte die Einkäuferinnen zum Lunch aus, alle einzeln, und statt das Risiko einzugehen, sie zu beleidigen, indem er ihnen auf plumpe Weise schmeichelte, bat er sie zu jedem möglichen Aspekt seiner Produktreihe um Rat: zu den Formeln, der Positionierung, der Verpackung, der Werbung. Dann erwies er ihnen die Ehre, ihren Rat in die Tat umzusetzen, und sei es auch nur in winzigen Details. Der Einkäuferin von Harrods verdankte *Je* die um einen Hauch erhöhte Konzentration der Essenzen, und die Einkäuferin von Selfridges riet erfolgreich, man möge den Lid-schatten nicht nur als Creme, sondern auch in Puderform verkaufen. Anschließend erklärte er, dass er seine Produkte, wenn man ihnen ein schönes, aber bescheidenes Plätzchen einräumen würde (die Bitte um einen Vorzugsplatz hätte die Damen befremdet), eigenhändig wieder abholen würde, wenn man nach acht Wochen das Verkaufsziel nicht erreicht hätte. Die Einkäuferinnen ließen sich darauf ein. Nun gab Julian der Presse ein paar Interviews, um sein Vorhaben zu erläutern und auf sein persönliches Risiko hinzuweisen, und die Frauen Großbritanniens, die gerührt waren, dass dieser so attraktive und höfliche Mann sein Glück auf diese

Weise mit seinem Produkt verband (ein Mann, der ihnen das Gefühl verlieh, er würde ihre tiefsten Gedanken und intimsten Bedürfnisse kennen), schwärmten in großen Massen aus, um seine Produkte auszuprobieren, und bewahrten ihn so vor dem finanziellen Ruin. Gegen Ende der ersten Woche, die Juliana in den Läden lag, hatte die Reihe alle Erwartungen übertroffen, und zu Weihnachten waren sämtliche Vorräte ausverkauft.

»Wo ist Susan?«, erkundigte sich Julian im darauffolgenden Juli eines Morgens bei Letitia. »Die Kosmetikfabrik nutzt immer noch nur achtzig Prozent der möglichen Kapazitäten. Ich würde gern wissen, wann wir mit voller Kraft produzieren können.«

»Sie ist soeben reingekommen«, antwortete Letitia, »aber sie scheint irgendwie durch den Wind. Es passt so gar nicht zu ihr, dass sie sich verspätet. Da ist irgendwas im Busch.«

Als Julian Susans Büro betrat, saß diese hinter ihrem Schreibtisch und stopfte einen Donut in sich hinein. Julian musterte sie besorgt.

»Ist alles in Ordnung?«

»Ich bin nur stinksauer, das ist alles. Tut mir leid, dass ich zu spät bin, Julian, aber ich musste erst dem Vermieter meiner Mutter einen Besuch abstatten. Sie hat heute Morgen einen Brief bekommen, in dem er sie auffordert, innerhalb von drei Monaten auszuziehen. Er will das Haus verkaufen.«

»Ach, Blödsinn. Sicher gibt es ein Gesetz, das so etwas verbietet.«

»Nein, gibt es nicht. Das Haus gehörte dem Vater des Vermieters. Er war ein wahnsinnig netter Kerl und hat jede Woche persönlich die Miete abgeholt. Aber er ist gestorben, und sein Sohn hat die Mietverhältnisse unter die Lupe genommen. Sein Vater hat sich nie die Mühe gemacht, richtige Mietverträge aufzusetzen, und da Mum nach dem Krieg froh war, irgendwo unterzukommen, hat sie einfach irgendetwas unterschrieben. Leider han-

delt es sich um einen Vertrag mit einmonatiger Kündigungsfrist. Ich bin hin und habe ihn angeschrien, aber er hat nur erklärt, dass er meiner Mutter schon sehr entgegenkomme, wenn er ihr drei Monate gebe. Dann hat er mich zur Hölle geschickt, weil ich ihm seine kostbare Zeit raube.«

»Toller Typ«, grinste Julian. »Tut mir leid«, fügte er schnell hinzu, als er sah, dass ihre Miene erstarrte. »Kann ich irgendetwas für dich tun?«

»Ich glaube nicht. Mir fällt nichts ein, was man da tun könnte. Und so schrecklich das klingt, ich möchte nicht, dass sie bei uns einzieht.«

»So schrecklich klingt das gar nicht«, sagte Julian, der Susans Mutter mal kennengelernt hatte. Eine größere Schreckschraube war ihm noch nie untergekommen.

»Hör zu, Susan, ich muss unbedingt über die Arbeit mit dir reden. Aber lass uns doch kurz zusammensetzen, wenn wir damit fertig sind. Vielleicht kann ich ja doch irgendetwas für dich tun. Kommen die Kinder eine halbe Stunde ohne dich aus?«

»Ich denke schon. Anna, meine Nachbarin, wird sie sicher nehmen, wenn ich sie anrufe. Danke, Julian. Ich brauche wirklich jemanden, mit dem ich darüber reden kann.«

Susan war vor einem Jahr aus dem Haus ihrer Mutter ausgezogen, nachdem sie in South Ealing ein kleines Reihenhaus gekauft hatte von dem Geld, das ihr unverhofft und verdächtig pünktlich vom Kriegsamt ausgezahlt worden war (nicht einmal sie hätte sich träumen lassen, dass Julian auf dem offiziellen Papier des Kriegsamts einen Brief gefälscht haben könnte, da ihr nicht bewusst war, was er im Widerstand alles gelernt hatte).

Jenny und Sheila waren nun zehn und acht Jahre alt. Ihre Schule lag in Fußnähe, und das Leben kam Susan plötzlich leichter vor. Morgens brauchte sie nur zehn Minuten, um mit ihrem Dienstwagen zur Fabrik zu fahren. Sie verdiente eine Menge Geld – auch wenn sie ständig glaubte, um ein angemessenes Gehalt kämpfen

zu müssen. Sie konnte es sich leisten, das Nachbarmädchen dafür zu bezahlen, nach der Schule und in den Ferien auf die Kinder aufzupassen. Derzeit plante sie erstmals eine Pauschalreise an die Costa del Sol.

Eine Woche nachdem die Schreckschraube Mrs Tucker ihre Kündigung erhalten hatte, kam Susan strahlend in Julians Büro geeilt, hochrot im Gesicht.

»Du wirst es nicht glauben«, sagte sie, »aber wir haben einen Brief vom Vermieter bekommen, in dem er ihr mitteilt, dass sie bleiben kann. Er hat sogar einen neuen, unbefristeten Mietvertrag mitgeschickt. Ich kann es immer noch nicht fassen! Ist das nicht wunderbar?«

»Ganz wunderbar.« Julian lächelte, eine winzige Spur zu selbstzufrieden.

»Hast du etwa ...« Susan sah ihn erstaunt an. »Hast du etwas damit zu tun?«

»Geringfügig.«

»Aber das geht nicht.«

»Dann eben nicht.«

»Was hast du getan?«

»Mit ein paar Leuten geredet.«

»Was für Leuten?«

»Ach, du weißt schon, Leuten mit einem gewissen Einfluss.«

»Nämlich?«

»Nun, einem Freund von mir, der der Freimaurerloge angehört, in die der Vermieter unbedingt aufgenommen werden möchte. Und mit dem Reporter einer Lokalzeitung. Solchen Leuten.«

»Aber was hast du ...«

»Susan, meine Liebe, je weniger du weißt, desto besser.«

Susan sah ihn nachdenklich an. »Das stinkt nach Bestechung, wenn du mich fragst.«

»Ich frage dich aber nicht. Und sonst hoffentlich auch niemand. Und wenn du jetzt einfach deiner Mutter helfen würdest,

den Mietvertrag zu unterzeichnen und so schnell wie möglich zurückzuschicken, bevor es sich der Vermieter anders überlegt...«

»O Julian.« Sie hielt inne und sah ihn todernst an. »Ich weiß, wie gut du zu mir bist. Und ich habe das Gefühl, dass ich mich nie richtig dafür bedankt habe. Kann ich das irgendwie tun?«

»Indem du heute Abend mit mir essen gehst.«

Sie waren beide erstaunt, ja, fast schockiert über die Einladung. Julian, der unbewusst jeden engen Kontakt mit Susan vermied, war sich nicht sicher, ob er über seinen Vorstoß erfreut sein sollte. Aber da er die Einladung nun einmal ausgesprochen hatte, ließ er nicht locker. »Bitte, Susan, es wäre mir wirklich eine große Freude.«

Susan wurde rot, sah erst auf ihre Hände und dann in sein Gesicht. »Ich glaube nicht, dass das eine gute Idee wäre.«

»Warum nicht?«

»Na ja, weil... Die Leute könnten reden.«

»Mein Engel, die Leute reden seit Jahren über uns, da können wir ihnen doch mal was bieten, das all das Gerede rechtfertigt. Außerdem würde ich gern in aller Ruhe mit dir über Letitias verdammtes neues Kalkulationssystem reden und klären, inwieweit es im Vertrieb genutzt werden sollte.«

»Ach so«, sagte sie und beschloss, seine wenig schmeichelhafte Erklärung zu akzeptieren, »dann nehme ich die Einladung an.«

»Möchtest du erst nach Hause gehen und dich umziehen? Oder sollen wir von hier aus aufbrechen?«

»Wenn wir nur über Kalkulationen reden«, erklärte Susan forsch, »dann muss ich mich ja nicht herausputzen, oder? Ich muss aber Anna anrufen und mich erkundigen, ob sie auf die Kinder aufpassen kann. Wenn nicht, muss ich Mum fragen.«

Julian hoffte inständig, dass Anna Zeit hatte.

»Wo willst du hin, Darling?«, fragte Letitia, als er um halb sechs in ihr Büro kam, um sich zu verabschieden.

»Oh, ich gehe mit Susan eine Kleinigkeit essen. Wir wollen über diese Rücksendescheine im Vertrieb sprechen.«

Letitia sah ihn ernst an. »Julian, bitte. Tu das nicht.«

»Ich weiß nicht, was du meinst«, sagte er, erstaunlich defensiv. »Gute Nacht, es wird nicht spät.«

»Du weißt genau, was ich meine. Und ich kann nur hoffen, dass es nicht spät wird.«

Julian knallte die Tür hinter sich zu und fragte sich nicht zum ersten Mal, ob er sich nicht nach einem eigenen Haus umschauchen sollte.

Susan wartete auf dem Parkplatz auf ihn.

»Bevor wir zum Dinner fahren«, sagte Julian, »würde ich gern noch woanders mit dir hin. Ich bin noch mit einer Freundin verabredet, es dauert auch nicht lange. Ich wollte ihr absagen, aber das ging nicht. Draußen in der Gegend von Slough. Um sieben muss ich dort sein, das sollten wir schaffen.«

»Was denn für eine Freundin?«, fragte Susan leicht pikiert. »Was macht sie denn dort?«

»Herumrennen.«

»Verstehe.«

Es war ein perfekter Juliabend. Der Himmel war von einem klaren, hellen Türkis, wie er sich nach dunstigen Tagen zeigte, von orangefarbenen und grauen Wölkchen durchzogen. Es war ein heißer Tag gewesen, aber nun wehte ein kühles Lüftchen. Julian rollte das Dach seines neuen vierrädrigen Spielzeugs zurück, eines cremefarbenen Lagonda, und lächelte schnell zu Susan hinüber.

»Also«, sagte er, »wenn du in die Seitentasche dort schaust, findest du eine Karte. Kannst du Karten lesen?«

»Natürlich.«

»Gut. Der Ort liegt in der Nähe von Stoke Poges. Bei Burnham Beeches. Hast du ihn?«

»Ja. Du fährst auf der A₄ in Richtung Slough, danach weise ich dir den Weg.«

»In Ordnung.«

Kurz nach sieben bogen sie in die Einfahrt eines großen, flachen Hauses.

»Mist«, sagte Julian. »Ich glaube, er ist schon fort.«

»Ich dachte, es handelt sich um eine Sie.«

»Tut es auch. Aber es gibt einen Anstandsknaben. Ah, da ist er ja. Tony, hallo. Tut mir leid, dass wir zu spät kommen.«

»Kein Problem. Es herrscht schrecklicher Verkehr, das weiß ich. Ihre Freundin ist dort drüben, eine wirklich entzückende Erscheinung. Sie werden sie lieben ...«

»Vielleicht sollte ich besser hierbleiben«, sagte Susan verärgert.

»Sei nicht albern«, sagte Julian, »du wirst sie mögen. Tony, das hier ist Susan Johns, meine rechte Hand in der Firma. Susan, das ist Tony Sargeant.«

Susan nickte Tony kühl zu. Sie kam sich zunehmend töricht vor, als sie dem Mann in einen Hof mit Ställen folgte.

»Hier«, Tony blieb vor einem braunen Pferd mit dunkler Mähne stehen, »das ist sie. Gloriana. Großartiges Jagdpferd, sehr stark, aber auch hochelegant. Am liebsten würde ich sie behalten, aber ich kann nicht noch eine Stute gebrauchen.«

»Sie hat einen sehr schönen Kopf, ein hübsches Gesicht«, sagte Julian. »Lassen Sie uns noch den Rest sehen.«

Tony führte die Stute in den Hof. Sie war ein wenig störrisch und tänzelte am Ende des Zügels.

»Wie alt ist sie, was hatten Sie gesagt?«

»Vier.«

»Sie wirkt jünger.«

»Nein, sie ist vier. Sie ist ziemlich leicht gebaut, aber unglaublich schnell. Und stark. Ein wunderbares Pferd für Hindernissen, falls Sie sie dafür brauchen. Möchten Sie einen Proberitt unternehmen?«

»Nein, ich habe jetzt keine Zeit.« Julian äugte zu Susan hinüber, die zur anderen Hofseite sah. Ihre ursprüngliche Erleichterung darüber, dass die mysteriöse Schöne ein Pferd war, war Langeweile und Verdruss gewichen. »Aber sie ist wunderschön, und ich werde am Wochenende wiederkommen und sie reiten, wenn das für Sie in Ordnung ist. Ganz herzlichen Dank.« Er strich zärtlich über den Hals des Pferds und kraulte es hinter dem Ohr. Es schnaubte vor Freude.

»Er versteht sich auf Frauen.« Tony lachte Susan zu.

»Das vermute ich auch«, sagte sie knapp. »Bei der Arbeit bekommen wir diese Seite allerdings nicht oft zu sehen.«

»Ach, komm schon, du Arme.« Julian nahm ihre Hand. Es war das erste Mal, dass er sie berührte. Gegen ihren Willen fing sie an zu zittern. Er merkte es und ließ ihre Hand schnell wieder los. »Du musst Hunger haben.«

»Tut mir leid.« Julian lenkte den Lagonda auf die Straße. »Das war schrecklich langweilig für dich, fürchte ich.«

»Vor allem war es ein ziemlich schlechter Scherz«, sagte Susan, »mich in dem Glauben zu lassen, dass wir eine Frau treffen.«

»Susan! Ich möchte fast behaupten, dass du eifersüchtig warst.«

Susan blickte ihn ernst an. »Nicht eifersüchtig, Julian. Aber ich mag es nicht, wenn man mich zum Narren hält. Verstanden?«

»Tut mir leid. Aber jetzt hol die Karte wieder heraus und suche einen Ort namens Aston Clinton. Da fahren wir nämlich hin, zu einem Restaurant namens Bell. Es wird dir gefallen. Und ich werde dich nie wieder zum Narren halten, das verspreche ich dir.«

Das Bell war nicht sehr voll. Sie saßen draußen im Garten, um den Abend und das Essen zu genießen, dann bestellte Julian eine Flasche Champagner.

»Ich weiß nicht, wie du dir das mit der Rückfahrt vorstellst«, sagte Susan. »Ich werde keinen Tropfen trinken, und du wirst sturzbetrunken sein.«

»Ach, komm schon«, sagte Julian, »nur dieses eine Mal. Tu es für mich. Du wirst den Champagner lieben, wirklich.«

»Nein«, sagte Susan.

»In Ordnung. Aber du lässt dir eine der größten Freuden des Lebens entgehen. Weißt du, was, ich bestelle einen Orangensaft und trinke ihn als Bucks Fizz, dann kann ich dich vielleicht dazu überreden, ihn wenigstens zu probieren.«

»Vielleicht auch nicht. Was sind denn deiner Meinung nach die anderen großen Freuden des Lebens?«

»Oh. Pferde. Autos. Frauen. Geld.«

»Was für eine verderbte Liste.«

»Ich bin eine verderbte Person, das solltest du mittlerweile wissen.«

»Nein«, sagte sie ernst, »das weiß ich nicht. Nicht aus eigener Erfahrung. Könnte ich ein paar Chips bekommen?«

»Ich werde es versuchen.« Julian fragte sich, ob man im Bell so etwas überhaupt kannte.

Der Barkeeper verzog verächtlich das Gesicht, brachte aber eine Schüssel mit Nüssen, die Susan innerhalb weniger Minuten verschlungen hatte. Als sie auf eine zweite Schüssel und einen zweiten Orangensaft für sie warteten, probierte sie Julians Bucks Fizz.

»In der Tat«, sagte sie, ihn vorsichtig auf der Zunge schmeckend, »der ist gar nicht schlecht. Fast wie Orangensaft mit Mineralwasser. Vielleicht solltest du das mal probieren, das wäre besser für dich.«

»Vielleicht.« Julian gestattete sich für einen Moment die Vorstellung, auf Partys Orangensaft mit Mineralwasser zu trinken. »Soll ich ein Glas bringen lassen, damit du einen eigenen bekommst?«

»Nein danke. Ich werde einfach zwischendurch einen Schluck von deinem nehmen. Mir war gar nicht klar, dass du ein Pferdeliebhaber bist.«

»Es gibt vieles, das du nicht über mich weißt. Ich liebe Pferde. Immer schon.«

Sie nahm noch einen Schluck aus seinem Glas. »Ich könnte mich glatt daran gewöhnen.«

»Vorsicht, Susan, ein Laster zieht das nächste nach sich. Aber da wir schon bei Lastern sind: Wann fährst du ans Mittelmeer?«

»In vierzehn Tagen. Die Mädchen sind schon ganz aus dem Häuschen.«

»Darauf würde ich wetten. Fährst du... fährt sonst noch jemand mit?«

»Mum meinst du? Nein, nur wir drei.«

An Mum hatte er nicht gerade gedacht, aber er war merkwürdig erleichtert.

»Ach so, könnte ich im Oktober auch eine Woche freibekommen?«, fragte sie.

»Gütiger Himmel, wieso das denn?«

»Na ja, da ist der Parteitag der Labour Party, und ich würde gern hinfahren.«

»Wie bitte? Nach Blackpool?«

»Ja.«

»Du bist wirklich ein erstaunliches Mädchen.«

»Überhaupt nicht. Du wärst überrascht, wie viele normale Leute zu Parteitagen fahren.«

»Ah. Aber ja, natürlich bekommst du eine Woche frei. Vielleicht könnte ich dich ja begleiten.«

»Bestimmt nicht, man würde dich nicht einmal über die Schwelle lassen. Außerdem muss man Abgeordneter eines Ortsverbands sein.«

»Und das bist du?«

»Ja. Mein Engagement hält sich in Grenzen, aber ich würde mich wirklich gern für die Frauenpolitik starkmachen. Die ist nämlich sehr wichtig in der Labour Party.«

»Ach ja?«

Sie wurde rot. »Ich wollte dich nicht langweilen.«

»Hast du auch nicht«, sagte er. »Ich liebe es, dir zuzuhören, und würde dich sehr gern besser verstehen. Das Einzige, was mir nicht gefällt, ist die Vorstellung, dass du dich zu sehr bei der Labour Party engagierst und keine Zeit mehr für mich hast. Für uns.«

»Ich glaube nicht, dass die Gefahr besteht.«

»Gut«, sagte er, »denn ich würde dich stärker vermissen, als ich es zum Ausdruck bringen kann. Aber nun verrät mir doch«, fuhr er fort, um die plötzliche Anspannung wieder zu lösen, »was du gern essen möchtest?«

Susan nahm noch einen Schluck von seinem Bucks Fizz, teils um ihm eine Freude zu machen, teils aber auch, weil sie die entspannende Wirkung spürte, und griff zur Speisekarte. »Viel vor allem.«

Sie verputzte einen Teller mit Parmaschinken und Melone und eine Portion Fisch, bevor sie ihre Aufmerksamkeit dem Hauptgericht zuwandte. Sie teilte sich mit Julian ein Chateaubriand, aß sein gesamtes Gemüse mit und vertilgte nebenher noch drei Brötchen und ein Päckchen Brotstangen.

»Du hast wirklich einen bemerkenswerten Appetit.« Julian bedachte sie mit einem bewundernden Blick. »Hast du immer schon so viel gegessen?«

»Immer.«

»Und du bist nie dick geworden?«

»Nein.«

»Seltsam.«

»Manchmal würde ich mir wünschen, etwas ... na ja, rundlicher zu sein«, sagte sie. »Männer mögen das lieber.«

»Ich nicht«, sagte er. »Ich mag schlanke Frauen. Vorzugsweise mit einem kleinen Busen.«

»Dann sollte ich dir gefallen«, lachte sie.

»Ja, in der Tat.«

Schweigen senkte sich herab.

»Und was magst du sonst noch so an deinen Frauen?«

»Oh, alles Mögliche. Lange Beine. Schönes Haar. Und einen unabhängigen Geist.«

»Und einen Ehemann, nach allem, was man so hört.« Das hatte sie einfach so dahergesagt, aber sein Blick verfinsterte sich. »Tut mir leid, Julian, ich wollte nicht unhöflich sein.«

»Nun«, erwiderte er und schenkte sich nach, »vermutlich habe ich es nicht besser verdient. Früher hat das sicherlich zugetroffen. Mittlerweile habe ich aber keine Zeit mehr für Frauen, verheiratet oder nicht. Außer für meine Mutter. Und für dich natürlich.«

»Erzähl mir, warum du verheiratete Frauen mochtest.«

»Mehr Spaß«, bekannte Julian unbekümmert. »Und weniger gefährlich.«

»Wieso weniger gefährlich?«

»Für mein Junggesellendasein.«

»Was ist denn daran so erstrebenswert?«

»Nicht viel«, sagte er mit einem plötzlichen Seufzer. »Manchmal ist man ganz schön einsam, findest du nicht auch? Vermisst du Brian noch?«

Sie sah ihn direkt an. »Eigentlich nicht. Das klingt herzlos, ich weiß. Er war reizend, aber wir haben nie ein gemeinsames Leben gehabt. Ich kann mir nicht einmal vorstellen, wie das gewesen wäre.«

»Und seither? Gab es da mal jemanden?«

»Nein. Keine Zeit. Und auch keine Neigung.«

»Gar keine?«

Sie warf ihm einen scharfen Blick zu, da sie wusste, was er meinte. »Eigentlich nicht.«

»Verstehe.«

Sie fragte sich, ob er sie nun für frigide hielt. Und ob es sie stören würde, wenn er das tat. Kurz überlegte sie, ob sie ihm zu erklären versuchen sollte, dass sie nur so mit ihrer Einsamkeit klarkam, mit der Leere in ihrem Privatleben, mit der Angst,

irgendwann ganz zu vergessen, was es bedeutete, etwas zu fühlen, jemanden zu begehren, jemanden zu lieben, sich lieben zu lassen; solche Gefühle musste sie verdrängen. Sie beschloss, dass sie das lieber nicht thematisierte, weil sie weder sich selbst noch ihm hinreichend traute.

»Was ich jetzt wirklich gern hätte, wäre ein Nachtisch«, sagte sie munter.

Er rief nach dem Kellner. »Eine Pavlova, bitte«, sagte sie und irritierte den Kellner mit der Bitte, sie mit Eis zu servieren. »Und könnte ich bitte noch einen Bucks Fizz bekommen? Ich habe Durst.«

»Da könnte ein gewisser Zusammenhang mit der Tatsache bestehen, dass du bereits drei hattest«, lachte Julian. »Aber egal.« Er hob das Glas. »Das war ein wunderbarer Abend. Vielen Dank.«

»Ich bin es, die sich bedanken sollte. Ich wünschte, ich könnte mehr für dich tun.«

»Mein Schatz, du tust doch bereits unendlich viel für mich! Unser Unternehmen läuft nur, weil du alles im Griff hast. Ohne dich wären wir verloren. Ich bin dir zutiefst zu Dank verpflichtet.«

Susan durchströmte ein sonderbares Gefühl, teils weil Julian sie »Schatz« genannt hatte, teils wegen des Bucks Fizz. Mehr als alles andere war es aber eine Art zärtlicher Vertrautheit zwischen ihnen, eine Mischung aus Sympathie und sexuellem Erwachen. Das Gefühl, ihm wirklich nahe zu sein. Der große Saal mit der niedrigen Decke war nun voll, das sanfte Raunen von Gesprächen und Gelächter hüllte sie ein, Kerzenlicht flackerte auf den Tischen, und in der Ecke brannte ein vollkommen überflüssiges Kaminfeuer, während der Himmel draußen sein Blau verlor.

Sie musterte Julian auf der anderen Seite des Tisches. Er hatte sich entspannt zurückgelehnt, lächelte sie an, ließ seinen Blick über ihr Gesicht wandern. Sie verspürte ein überwältigendes Verlangen, ihn zu küssen, nicht auf eine erotische Weise, nicht ein-

mal als Teil eines Flirts, sondern wie ein glückliches Kind, das seine Freude und Dankbarkeit über eine Süßigkeit zum Ausdruck bringen will. Bei dem Gedanken musste sie lächeln.

»Warum lächelst du?«

»Ich hatte nur gerade gedacht«, sagte sie absolut wahrheitsgemäß, »dass ich dir gern einen Kuss geben würde.«

»Na, dann mal zu.« Er lächelte zurück.

»Das kann ich nicht tun. Nicht hier.«

»Warum nicht?«

»Die Kellner wären nicht begeistert.«

»Ach, aber nur aus Neid«, meinte er schmunzelnd. Doch dann sah er sie ernst an. »Und, bekomm ich ihn?«

»O Julian, verdirb nicht den wunderbaren Abend.« Mit einem Mal fühlte sie sich wieder sehr jung und sehr verletztlich.

»Nun«, Julians Augen funkelten, »ich habe mir in meinem Leben schon die eine oder andere Abfuhr geholt, aber die meisten waren etwas taktvoller formuliert.«

»Jetzt sei nicht albern«, erwiderte Susan gereizt, weil die magische Stimmung dahin war. »Als würde es dich kümmern, was ich sage.«

»Susan«, Julian nahm unvermittelt ihre Hand, »es kümmert mich sehr, was du sagst. Vermutlich mehr als alles, was andere sagen könnten. Hast du das noch nie gemerkt?«

»Nein«, sagte sie, »habe ich nicht.« Und im nächsten Moment wurde sie von ihren Gefühlen überwältigt, einer schockartigen Freude und Gier gleichermaßen, verwirrend und wunderbar, und ihr Herz schien zu zerspringen. Ihr Begehren war so groß und unmittelbar, dass sie sich ihm hilflos ausgeliefert fühlte.

Er erkannte es in ihren Augen, und für einen Moment wollte er sie mehr, als er je in seinem Leben eine Frau begehrt hatte. Er sah ihre Augen, sanft und zärtlich im Kerzenlicht, ihren zarten, schlanken, sinnlichen Körper, den selbstbewussten, mutigen, hungrigen Mund. Er stellte sich vor, sie zu besitzen, sie zu neh-

men, sie zu lieben. Dann erinnerte er sich an das Versprechen, das er ihr vor so langer Zeit gegeben hatte, und in einer der wenigen selbstlosen Entscheidungen seines Lebens schob er das alles beiseite.

»Hören Sie, Mrs Johns«, sagte er leichthin, »wir müssen heim. Es ist schon spät, und wir haben morgen einen langen Tag vor uns. Ich lasse die Rechnung kommen.«

Susan starrte ihn an und taumelte innerlich angesichts dieser Zurückweisung und des Grundes, den sie dafür annehmen musste. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Der goldene Raum verschwamm.

»Entschuldige mich bitte«, sie erhob sich, »ich muss aufs Klo. Ins Bad, wie du sagen würdest. Ich werde das nie lernen, stimmt's, Julian?«

»Vermutlich nicht«, sagte er mit einem Seufzer, »aber es würde nicht das Mindeste ausmachen. Mir jedenfalls nicht. Du hast das falsch verstanden, Susan, aber das würdest du mir ohnehin nicht glauben.«

»Ich wäre dumm, wenn ich es täte«, sagte sie. »Lass uns gehen.«

Es dauerte Wochen, bis sie wieder allein mit ihm redete, Monate, bis ihre Freundschaft wiederhergestellt war. Schließlich begriff sie. Und war ihm dankbar für das, was er nicht getan hatte.

KAPITEL 3



London 1953-1957

Julian Morell hatte soeben seine erste Million auf dem Konto (nachdem er sein Unternehmen ein Jahr zuvor an die Börse gebracht hatte), als er Eliza Grahame Black begegnete.

Damals war er dreiunddreißig. Abgesehen davon, dass er immens reich und äußerst erfolgreich war, galt er als einer der charmantesten und begehrtesten Männer Londons. Eliza war siebzehn und galt als die schönste und klügste Debütantin ihres Jahrgangs. Julian brauchte eine Ehefrau, Eliza Geld. Ein Fall von natürlicher Selektion.

Es gab viele Gründe, warum Julian eine Frau brauchte. Allmählich fand er es zeitaufwändig und anstrengend, immer nur Geliebte zu haben. Er wollte ein Heim und eine angenehme, vorzeigbare Begleitung. Eine Gastgeberin. Erben. Über die Liebe machte er sich kaum Gedanken.

Eliza brauchte Geld, weil alles, nach dem ihr der Sinn stand, teuer war, und sie hatte kein eigenes Einkommen. Als konventionell erzogenes Mädchen der Oberschicht der Fünfziger war sie darauf eingestellt, es auf die einzige Weise zu verdienen, die ihr bekannt war: durch Heirat mit einem reichen Mann. Auch sie machte sich kaum Gedanken über die Liebe.

Elizas Vater, Sir Nigel Grahame Black, war Bauer. Er besaß gut zweihundert Hektar Land und hatte ein bescheidenes Einkommen. Einer seiner Söhne wurde Arzt, der andere Rechtsanwalt. Elizas Wünsche standen ganz am Ende der Liste der Dinge, die

aus seinem Geldbeutel beglichen werden sollten, und ihr Debüt-aufenthalt in London war letztlich nur durch die großzügige Unterstützung ihrer Patentante, Lady Ethne Powers, möglich. Sie hatte das Potenzial ihrer Nichte gesehen (sechzehn Jahre alt, schlank, silbrig glänzendes Haar, feine Gesichtszüge, wunderbare Umgangsformen und ein umwerfender Sinn für Humor) und Nigel in ihrem Garten einen Scheck über tausend Pfund überreicht, zusammen mit einer Tasse Tee und einem Gurkensandwich. »Verschaffe diesem Mädchen eine wirklich gute Saison, und du wirst sie nächstes Jahr um diese Zeit los sein«, erklärte sie.

Sie sollte recht behalten. In ihren bezaubernden Kleidern, die Ethnes Schneider für sie angefertigt hatte, tanzte, plauderte und charmierte sich Eliza durch die Ballsaison und fand Eingang in jede Gesellschaftskolumne und Einlass zu jeder wichtigen Party und jedem bedeutenden Ball. Sie hatte das Gefühl, im siebten Himmel zu schweben. Bei den jungen Männern schlug sie ein wie eine Bombe, aber das war ja zu erwarten gewesen. Was die Leute überraschte, nicht zuletzt sie selbst, war die Tatsache, dass sie sich auch mit den anderen Mädchen wunderbar verstand und selbst deren Mütter bezauberte – und das war wirklich ein Erfolg, wenn man bedachte, dass sie bedeutend hübscher und amüsanter war als ein Großteil der Töchter.

Das hatte viel damit zu tun, dass sie nicht verwöhnt war. Obwohl sie die Jüngste in der Familie war, das einzige Mädchen und umwerfend hübsch, legte ihre Mutter viel weniger Wert auf Äußerlichkeiten denn auf den Erwerb praktischer Fähigkeiten. Doch darin versagte Eliza schmachvoll – nicht einmal reiten konnte sie besonders gut –, und so entlockte sie ihren Mitmenschen eher verzweifelte Seufzer als Schreie des Entzückens.

Entsprechend gering war ihre Meinung von sich selbst. Nicht dass sie an Minderwertigkeitskomplexen litt; sie wusste, dass sie gut aussah und die Menschen mit ihrem Witz unterhielt, aber sie erwartete nicht, dass die Menschen sie bewunderten. Als sie sich

nun plötzlich im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit wiederfand und als Zierde jeden Fests und jeder Tafel galt, kam das so unerwartet, dass sie dachte, die anderen müssten einem köstlichen Irrtum erliegen.

Das gesamte Drumherum dieser Saison im Krönungsjahr, als das ganze Land in Feierstimmung war, verzauberte sie. Sonderbarerweise war ihre Einführung bei Hofe die verschwommenste ihrer Erinnerungen. Sie wusste noch, dass die Königin im Thronsaal viel kleiner ausgesehen hatte als erwartet und dass der Herzog von Edinburgh sich alle Mühe gegeben hatte, nicht allzu gelangweilt zu wirken. Auch ihren eigenen Hofknicks würde sie nie vergessen, weil sie ein wenig zu tief hinuntergegangen war, sodass sie große Probleme hatte, sich wieder aufzurichten. Aber an mehr konnte sie sich kaum erinnern.

Anderes hingegen stand ihr noch klar vor Augen: der traditionelle Queen Charlotte's Ball für die Debütantinnen; Henley, wo sie für ein Dutzend Zeitungen fotografiert wurde; der Ladies' Day in Ascot, der ihr vielleicht am eindrucklichsten in Erinnerung war, weil sie auf drei Siegerpferde gesetzt hatte und sich plötzlich neben Prinzessin Margaret in der königlichen Loge wiederfand. Es war eine herrliche Zeit, und neben all den lächelnden Menschen lachte ihr auch das Glück. Und dann setzte ihr das Schicksal in einer letzten großen Geste einen wirklich reichen Mann auf die Gästeliste ihres eigenen Balls.

Elizas Ball fand in Wiltshire statt, am zweiten Samstag im Juli. Sie trug, was Ethne und sie eine wahre Prachtrobe nannten, eine schimmernde, bestickte cremefarbene Organza-Krinoline von Worth. In ihrem silbrig glänzenden Haar steckten frische creme- und rosafarbene Rosen. Ihre Großmutter hatte ihr für die Gelegenheit eine Perlenkette geliehen, und ihre Ohren zierten Perlengehänge, ein Geschenk ihrer Patentante anlässlich dieses Balls. Es war ein traumhaft perfekter Abend. Das Festzelt war mit Bordüren weißer Rosen geschmückt; es gab eine Jazz- und eine Swing-

band; der Champagner floss in Strömen, und um Mitternacht wurde ein exzellentes Nachtmahl serviert, in der Morgendämmerung ein Frühstück; drei Zeitungen schickten Fotografen, mehrere Mitglieder der erweiterten königlichen Familie waren zugegen, und jeder der geladenen Gäste war auch gekommen.

»Ich hoffe, dir ist klar, dass mich die Sache ein Vermögen kostet, das ich gar nicht habe«, beklagte sich Sir Nigel bei Ethne, als er die endlosen Reihen von Wagen in seine Einfahrt fahren und auf der Wiese hinter dem Haus parken sah.

»Jetzt hör doch mal auf, Trübsal zu blasen«, erwiderte Ethne. »Das ist eine Investition, Nigel. Schau sie dir doch an! Hast du je ein hübscheres Mädchen gesehen? Ehrlich, Nigel, sie wird eine fantastische Partie machen. Denk an meine Worte.«

In diesem Moment traf, wie aufs Stichwort, Julian Morell ein.

Wie ein Stern stach sie an ihrem eigenen Fest aus der Menge heraus. Julian musste nur einen Blick auf sie werfen, wie sie lachend in den Armen eines blassen adeligen Jünglings tanzte, als sein Herz auch schon, so ungewöhnlich wie unmissverständlich und absolut klischeehaft, einen Satz tat.

Er schaute Eliza lange zu, trank Champagner, weidete sich an ihrem Anblick. Dann ging er zu Lady Powers, die am Rande der Tanzfläche stand und in dieselbe Tätigkeit vertieft war.

Er war ihr ein-, zweimal in London begegnet. Jetzt schenkte er ihr ein Lächeln, nahm ihre Hand und deutete mit einer unmerklichen Verbeugung einen Handkuss an.

»Lady Powers, guten Abend. Julian Morell. Sie haben mal in einer Partie Bridge gegen meine Mutter brilliert, das hat sie Ihnen nie verziehen. Sehr erfreut, Sie wiederzusehen.«

Ethne Powers sah Julian an und begriff sofort, dass sich ihre Investition gelohnt hatte.

»Sie ist hübsch, meine Patentochter, nicht wahr?«, fragte sie, nachdem sie ein paar Neuigkeiten ausgetauscht hatten, über

Letitia, über Julians Unternehmen, über den kürzlich erfolgten Börsengang, über den sie, wie Julian erfreut registrierte, viel gelesen hatte. »Soll ich Sie mit ihr bekannt machen?«

»Ich bitte darum«, sagte Julian mit funkelnden Augen, da er genau wusste, was Lady Powers durch den Kopf ging, und das Spielchen genoss. »Sehr gern sogar. Und in der Tat, sie ist außerordentlich hübsch. Ein wunderbares Kleid. Ist das von Worth?«

»Ja«, sagte Lady Powers. »Was sind Sie nur für ein ungewöhnlicher Mann! Wie kommt es, dass Sie sich mit Frauenkleidern auskennen?«

»Oh, das ist Teil meiner Arbeit«, sagte Julian, um dann etwas weniger prosaisch fortzufahren: »Es steht ihr wunderbar. Sollen wir sie jetzt abfangen, zwischen zwei Tänzen?«

Eliza war erhitzt und aufgedreht. Zwei Rosen, die ihr aus dem Haar gefallen waren, hatte ihr ein übereifriger Tanzpartner ins Dekolleté gesteckt. Sie wirkte überaus begehrenswert, eine interessante Mischung aus Wildfang und Upper-Class-Jungfrau.

Lady Powers ging in ihre Richtung und erhob ihre nicht zu überhörende Stimme. »Mein Schatz, komm mal bitte. Ich möchte dir jemanden vorstellen.«

Eliza sah auf und wusste, dass sie den Mann ihres Lebens gefunden hatte. Er stach aus der Menge hervor wie sie selbst an diesem Abend, ein Mensch von außerordentlicher Anziehungskraft und beträchtlichem Stilgefühl. Die weiße Fliege und den Frack trug er mit nachlässiger Eleganz. Sein Gesicht war braun gebrannt, seine dunklen Augen sprühten vor Leben. Als er ihre Hand nahm, spürte sie seine einzigartige Fähigkeit, einem anderen Menschen Lust zu bereiten. Sie erwiderte seinen Blick mit offenem, unverhohlenem Interesse.

Nachdem er sich leicht über ihre Hand gebeugt, »Miss Grahame Black« gesagt und ihr ein Lächeln geschenkt hatte, hob er ihre Hand an seine Lippen und küsste sie unendlich zart. Etwas in Elizas Innern erbebte.

»Wie sonderbar – und wie traurig«, sagte er, »dass wir uns noch nie begegnet sind. Würden Sie mir wohl einen Tanz schenken? Oder wäre das zu viel der Hoffnung?«

»Zu viel vielleicht nicht, aber dennoch nicht sofort«, sagte sie tapfer, da sie am liebsten in seine Arme gesunken und für den Rest des Abends dortgeblieben wäre. Außerdem hatte sie Angst, dass er nicht warten würde, wenn sie die Einladung nicht sofort annahm. »Den nächsten habe ich bereits vergeben und den übernächsten auch. Aber danach wäre es mir ein großes Vergnügen.«

»Ich werde warten«, versprach er feierlich. »Und vielleicht leistet mir Ihre Patentante bis dahin Gesellschaft. Wenn nicht, werde ich halt einsam sein.«

»Unsinn«, sagte Lady Powers, »es gibt keine Frau in diesem Raum, die nicht gern mit Ihnen tanzen würde. In wessen Begleitung sind Sie eigentlich gekommen?«

»In der meines Bruders James und seiner Gattin Caroline. Oh, und in der der Hetheringtons und der Branksome Joneses. Und in der von Carolines Eltern, den Reeve Smiths.«

»Gütiger Himmel«, sagte Lady Powers. »Wie außerordentlich trostlos. Da bleiben Sie wirklich besser bei mir. Kommen Sie, wir schauen, ob wir etwas zu trinken finden, und dann dürfen Sie mich zum Tanzen auffordern.«

»Mit größtem Vergnügen.«

Aber den Rest des Abends tanzte er mit Eliza. Sie war eine wunderbare Tänzerin, anmutig und mit einer nur mühsam beherrschten unterschwelligem Energie, die einiges für ihre erotischen Begabungen erhoffen ließ. Klein war sie, wie er bemerkte, als er sie für den Walzer in die Arme schloss; sie reichte ihm nur bis an die Schulter, was ihre Kindlichkeit noch verstärkte. Aber sie war ja auch erst siebzehn. Es war ewig her, dass er es mit einer derart jungen Frau zu tun gehabt hatte – einer Jungfrau vermutlich, mit der man achtsam umgehen musste.

Natürlich war Eliza Jungfrau. Sie war wiederholt geküsst und gelegentlich sogar befummelt worden von den übereifrigen, aber wenig erfahrenen Jungen, denen sie in ihrem magischen Sommer begegnet war, aber darin erschöpfte sich ihre Erfahrung auch schon. Sie hatte ihr ganzes Leben in der Gesellschaft von Frauen verbracht. Ihre beiden Brüder hatten nie Zeit für sie, und obwohl ihre Freunde gelegentlich Bemerkungen fallen ließen, wie hübsch und zauberhaft sie sei, waren sie doch vor weiteren Zudringlichkeiten schnell zurückgeschreckt.

Die fummelnden Jungen kamen ihr bestenfalls wie Accessoires vor, die man wie einen Hut oder eine Kette trug, um sich ins beste Licht zu rücken. Gefühle hatten sie jedenfalls nicht in ihr ausgelöst. Dem verzehrenden, gierigen Verlangen der meisten Mädchen – besonders der unschuldigen – war sie nie zum Opfer gefallen. Sie fantasierte nicht stundenlang davon, in jemandes Armen zu liegen, träumte nicht von Beteuerungen leidenschaftlicher, ewiger Liebe, war nie jemandem begegnet, in dessen Gegenwart sie errötete und zu stottern begann und in dessen Abwesenheit sie schon beim Klang seines Namens zusammenzuckte, um bis in die Träume von seinem Bild verfolgt zu werden.

Wie so viele junge Mädchen mit ihrem Hintergrund fand sie den Gedanken an leidenschaftliche Nächte durchaus verlockend, aber nicht hundertprozentig nachvollziehbar. Da sie auf einem Bauernhof aufgewachsen war, machte sie sich keine Illusionen darüber, was zwischen Männchen und Weibchen geschah, aber sie hatte doch Probleme damit, diese Vorgänge mit Vergnügen zu verbinden, mit irgendetwas Erquicklichem, das zwischen ihr und den fummelnden Jungen vorkommen könnte. In die Nähe einer be rauschenden körperlichen Erfahrung war sie nur gelangt, wenn sie in der Schule an den Seilen hochgeklettert war. Sie fragte ihre beste Freundin, ob sie das auch schon einmal erlebt habe, und als die verneinte, schloss sie, dass irgendetwas mit ihr nicht stimmen könne (wobei sie weiterhin stürmisch am Seil hochkletterte, um

diese Lust zu verspüren), und behielt die Sache fortan für sich. Erst als bei einem albernen Mädchen-Lunch in ihrer Debütantinnen-saison jemand eine Anspielung auf dieses »Seilgefühl« fallen ließ, dachte sie erleichtert, dass sie wohl doch nicht so unnormal war und in den Händen der Fummler noch einiges zu erwarten hatte.

Als sie an jenem Abend mit Julian tanzte und ihr Körper von all diesen unerhörten Gefühlen erschüttert wurde, musste sie unvermittelt an das Gespräch mit ihrer Freundin zurückdenken. Bei dem Gedanken lächelte sie vor sich hin, was Julian nicht entging.

»Woran denken Sie?«

»An die Schule«, sagte Eliza absolut wahrheitsgemäß.

»Nicht sehr schmeichelhaft für mich. Da gebe ich mir die größte Mühe, mich als guter Tänzer zu erweisen und Sie in ein interessantes Gespräch zu verwickeln, und Sie denken an die Schule? Sind Sie gern zur Schule gegangen, Miss Grahame Black?«

»Ich habe sie gehasst.«

»Auf welche Schule sind Sie denn gegangen?«

»Wycombe Abbey.«

»Oh, verstehe. Ich bin auch kein Anhänger von Mädcheninternaten.«

»Sie sind grässlich.«

»Nun«, sagte er unbekümmert, »dann werden unsere Töchter zu einer Tagesschule gehen und zu Hause von Gouvernanten betreut werden. In Ordnung?«

»Unbedingt.«

In den folgenden Jahren sollte sie oft an dieses Gespräch zurückdenken.

Julian war vollkommen anders als alle anderen Menschen, denen Eliza bislang begegnet war. Nicht nur, dass er so viel älter war als sie; es waren auch seine Kleidung, seine Autos, sein Lebenswandel, die Dinge, über die er sprach, und die Menschen, die er

kannte. Was ihr angesichts ihrer Herkunft und Erziehung vielleicht am fremdesten war, war die außerordentliche Bedeutung von Geld in seinem Leben. Nicht nur war er außergewöhnlich reich, er hatte sein Geld, und das war viel wichtiger, auch noch selbst verdient. In Elizas Kreisen galt es als unschicklich, über Geld zu sprechen, und Geldverdienen wurde fast als Makel betrachtet; es verriet die Zugehörigkeit zu einem Wertekanon und bestimmten Zwängen, die in der ländlichen Oberschicht keinen Platz hatten. Nichtsdestotrotz war Julian nicht das, was ihre Mutter einen Neureichen nennen würde. Es war also nicht leicht zu sagen, was ihn so aufregend, beinahe skandalös machte. Sie wusste nur, dass diese Bekanntschaft sie in ein völlig neues, bislang unvorstellbares Land entführte. Dabei lernte sie ihn (wie es ihr vorkam) sehr schnell und sehr gut kennen. Er ließ sie einfach nicht mehr in Ruhe. Nach dem Ball hatte er sich von ihr verabschiedet, enttäuschend korrekt mit einem Kuss auf die Stirn, und war nach London aufgebrochen. Als sie die Rücklichter seines Mercedes in der Dunkelheit verschwinden sah, verspürte sie die verzweifelte Angst, ihn nie wiederzusehen. Aber schon am nächsten Morgen rief er an, bedankte sich für den wunderbaren Abend und lud sie für Montagabend zum Dinner ein.

»Sehr gern«, sagte sie, und ihr Herz jubelte, obwohl sie noch unter einem Kater litt. »Ich ... ich werde vermutlich mit meiner Patentante in London sein. Im Albany. Soll ich Ihnen die Nummer geben?«

»Die habe ich bereits«, sagte er. »Ich habe sie mir geben lassen, bevor ich gefahren bin.«

»Oh.« Sie lächelte angesichts dieser kleinen, aber so bedeutsamen Information töricht in den Hörer. »Nun, dann können Sie mich ja vielleicht nachmittags anrufen und mir mitteilen, wann Sie mich abholen.«

»Das werde ich«, sagte er. »Wie geht es Ihnen denn heute Morgen?«

»Schrecklich«, sagte sie. »Und Ihnen?«

»Mir geht es wunderbar«, sagte er. »Für mich war es der schönste Abend seit Langem.«

An diesem ersten Abend führte Julian sie ins Connaught aus, wo sie Stunden um Stunden redeten. Oder besser gesagt, Eliza redete. Sie vergaß zu essen und trank auch kaum etwas. Aber das war ohnehin nicht nötig, weil sie so entspannt und gleichzeitig überdreht war, schon allein, weil sie hier mit ihm im Connaught saß und zu ihrem Entzücken feststellen durfte, dass tatsächlich einmal jemand hören wollte, was sie zu sagen hatte. Eliza war es gewohnt, dass man sie übersah oder ihre Meinungen einfach abtat. Julians Gabe, zuzuhören und den Frauen persönliche Bekenntnisse zu entlocken, war nie auf fruchtbareren Boden gefallen.

Er saß auf der anderen Tischseite, beobachtete sie, freute sich über sie, freute sich auch darüber, dass er sie ein klein wenig verunsicherte, und erfuhr alles über sie, was er wissen musste, und noch einiges mehr.

Er erfuhr, dass sie intelligent, aber ungebildet war. Dass sie Kleider, Bälle und Kino liebte, Theater und Konzerte hingegen hasste. Dass sie Frauen genauso mochte wie Männer. Dass sie tatsächlich sexuell vollkommen unerfahren war und sich schreckliche Mühe gab, das zu verbergen. Dass sich ihr Selbstbewusstsein auf faszinierende Weise mit Selbstverachtung paarte, indem sie sich bei vielen Themen als inkompetent und dumm bezeichnete. Das alles fügte sich zu einer höchst interessanten und nützlichen Mischung zusammen.

Eliza hingegen erfuhr praktisch nichts über ihn. Von ihrer Patentante darin unterwiesen, wie man mit Männern sprach und sie aus sich herauslockte, gab sie sich alle Mühe, Julian dazu zu bewegen, über seine Kindheit, den Krieg, die Unternehmensgründung zu reden. Sie scheiterte auf ganzer Linie. Er schenkte ihr sein wärmstes, liebenswürdigstes Lächeln und erklärte, seine Kind-

heit sei zweifellos wie ihre gewesen, da sie ja praktisch Nachbarn waren, und mit den langweiligen Details einer Unternehmensgründung wolle er sie nicht behelligen. Was den Krieg betreffe, müsse der für einen jungen Menschen wie sie schon zur Weltgeschichte gehören, und er, Julian, habe bestimmt nicht die Absicht, sich zu einer historischen Figur zu stilisieren.

Eliza fand das absolut akzeptabel. Sie war noch Kind genug, um sich sagen zu lassen, wofür sie sich interessieren sollte, und wenn er lieber über sie als über sich selbst redete, war das doch ein wunderbares Kompliment. Niemals wäre ihr in den Sinn gekommen, dass es gerade dieser Aspekt an ihrer Jugend war, den Julian zu ihren größten Vorzügen zählte. Sie musste erst bedeutend älter und weiser werden, um zu durchschauen, mit welcher Skrupellosigkeit er sie bewusst aus seiner persönlichen Geschichte ausschloss.

An jenem Abend und an vielen anderen fühlte sie sich jedenfalls interessanter, amüsanter und weltlicher, als sie es sich je hätte träumen lassen. Auch fühlte sie sich zum ersten Mal in ihrem Leben wirklich begehrt und begehrenswert, und das war eine aufregende, erregende Erfahrung. Dabei war es nicht so, dass Julian etwas Besonderes sagte oder tat; es war einfach die Art, wie er sie ansah, sie anlächelte, auf sie reagierte. Und nun verspürte sie zum ersten Mal den Wunsch, ja sogar das Verlangen nach körperlichem Kontakt, wollte berührt, umarmt, liebkost werden.

Julian küsste sie an diesem Abend nicht züchtig auf die Stirn, sondern auf den Mund. Er hatte große Hoffnung in diesen Mund gesetzt, diesen so vollen, weichen, sinnlichen Mund, und er wurde nicht enttäuscht. »Du bist so wunderschön«, sagte er sanft, als er sich wieder von ihr löste, stärker aufgewühlt als erwartet, und sich fragte, wie lange er der Verlockung noch widerstehen konnte. »Ich möchte dich wiedersehen, immer wieder und wieder.«

Und er sah sie immer wieder und wieder. Wenn sie in London war, bestand er darauf, mit ihr zum Lunch zu gehen, und immer

stand bereits eine Flasche Bollinger oder Moët auf dem Tisch, wenn sie kam. Abends lud er sie zu Drinks ein, ging dann mit ihr essen und hinterher zum Tanzen in einen Nachtclub. Sie tranken unendlich viel Champagner und redeten und lachten und tanzten bis in die frühen Morgenstunden auf kleinen überfüllten Tanzflächen, in dieser besonderen öffentlich-privaten Atmosphäre aus Wärme, Dämmerlicht und sinnlicher Musik.

Jeden Abend brachte Julian sie zurück zu ihrer Patentante und zu ihrem eigenen Bett, um dann nach Chelsea und zu seinem eigenen Bett zurückzufahren. Dass er sie immer nur küsste, war Ursache von quälender Angst und Enttäuschung. Ihr war klar, dass er sehr erfahren sein musste und sich nicht lange mit ein paar Küssen zufriedengeben würde, und doch verstrichen die Wochen, ohne dass er mehr begehrte. War sie zu jung, um sexuelles Interesse in ihm zu wecken? War sie einfach nicht anziehend genug? Verbrachte er nur so viel Zeit mit ihr, weil es gerade niemand Aufregenderen gab? Ihr war nicht klar, dass es genau das war, was sie denken sollte. Sie sollte zweifeln und bangen, damit sie in dem Moment, in dem er sie tatsächlich verführen würde, so erleichtert und dankbar und überwältigt war, dass die Aufgabe leichter und der Lohn überwältigender sein würde.

In der Zwischenzeit hatte er, ohne dass es ihr selbst bewusst war, ihren Appetit erregt. Er drängte sie nicht, sondern entzündete einfach das Fieber der Ungeduld in ihr und weckte Gefühle, zu denen sie sich niemals fähig geglaubt hätte – nur um sie dann sanft, nachsichtig, liebevoll sich selbst zu überlassen. Er hatte längst beschlossen, sie zu heiraten, als er schließlich mit ihr ins Bett ging.

Die Grahame Blacks nahmen Julians Bitte um die Hand ihrer Tochter mit äußerst gemischten Gefühlen auf. Zweifellos war er eine brillante Partie. Er konnte ihrer Tochter die Welt zu Füßen legen, außerdem schien er sie wirklich gernzuhaben. Trotzdem

hatte Mary ernste Bedenken. Sie hatte das Gefühl, dass er Eliza in eine Welt entführte, auf die sie nicht vorbereitet war und die nicht zu ihr passte; und obwohl ihre Vorstellungen von Julians Leben vage waren, lag sie erstaunlich richtig.

Julians Freunde waren wesentlich älter als Eliza. Die meisten waren schon viele Jahre verheiratet und frönten dem stumpfen Ehebruch-Karussell der betuchten Klasse mittleren Lebensalters. Daher betrachteten sie Eliza als Ärgernis, als lästigen Störenfried, der ihnen eines der amüsantesten Zirkelmitglieder raubte und sie, war sie anwesend, zu einem anderen Verhalten zwang.

Es war nicht der Menschenschlag, mit dem Eliza aufgewachsen war. Viele von ihnen waren einzig auf ihr Vergnügen aus und gingen auf Beutefang, wo immer möglich: In dem Bedürfnis, die Zeit totzuschlagen, fuhren sie wochenlang zum Skifahren nach Klosters oder Aspen, Colorado, folgten der Sonne in die Karibik und auf die Bahamas, besuchten die Pferderennen in Longchamps, fuhren zum Einkaufen nach Paris, Mailand und New York, schickten ihre Kinder auf internationale Schulen und warfen in einer zwanghaften Sucht mit Geld um sich. Eliza würde einiges lernen müssen: ihre Sprache, ihre Sorgen, ihre Fähigkeiten. Und das würde kein Kinderspiel.

Eliza würde auch lernen müssen, mit Julians anderer Liebe zu leben, seinem Unternehmen. Eliza war noch so jung und hatte selbst nicht viel zu bieten. Ihre Eltern sahen viel Langeweile und Einsamkeit auf sie zukommen.

Und dann war da noch die andere Unwägbarkeit dieser angeblich so brillanten Partie, das Schreckgespenst der Ungleichheit. So wunderbar das sein mochte, wenn man sich einen wesentlich reicheren Mann angelte, sagte Mary Grahame Black zu Lady Powers: Das Kind würde sich für den Rest seines Lebens – oder zumindest bis zu dem Moment, in dem es sich erfolgreich in diesem Leben eingerichtet haben würde – äußerst glücklich schätzen müssen, was im Wesentlichen bedeutete, minderwertig.

